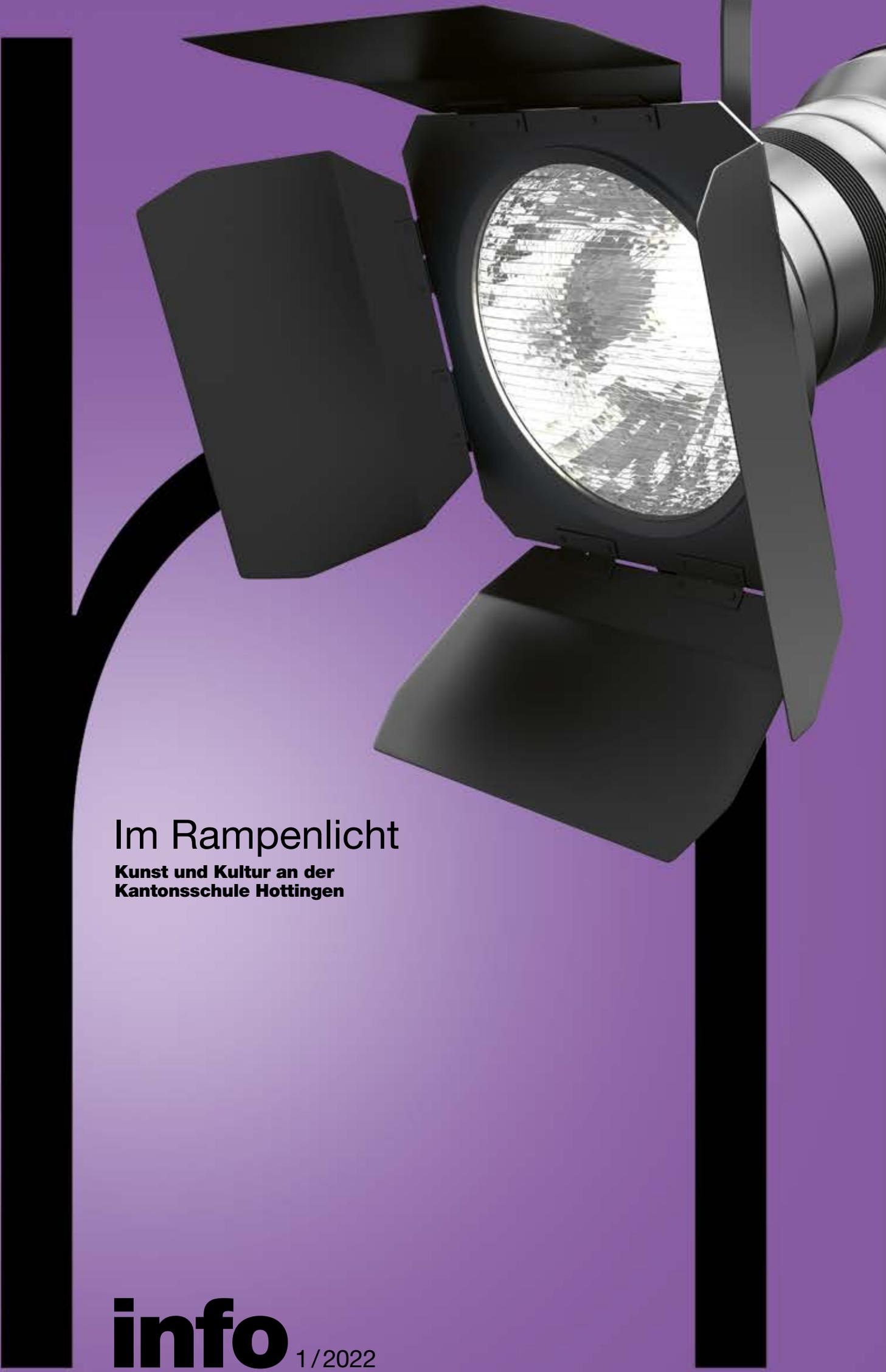




**Kantonsschule
Hottingen**
Wirtschaftsgymnasium
Handels- und Informatikmittelschule



Im Rampenlicht

**Kunst und Kultur an der
Kantonsschule Hottingen**

info 1/2022

In dieser Ausgabe



Interview
Simon Zehnder
im Pavillon
Le Corbusier

4—5



Kunst und Kultur
Im
Rampenlicht

6—11



Deutschunterricht I
Gedicht-
interpretation

14—16



Rund um die Schule
Laptops fürs
Letzi

19



Sprachbetrachtung
Der leidige
Genderstern

20—21



Gastbeitrag
Ein Jahr «Jokertage»
am Gymnasium:
eine kritische Bilanz

22

Bildnerisches Gestalten	12—13
Kolumne	16—17
Spass mit Zahlen	18—19
Öko-logisch!	21
Wort des Rektors	23
Deutschunterricht II	24
Agenda	24

Redaktion
Sandra Nussbaumer
Barbara Ingold



Im Rampenlicht

Kunst und Kultur an der Kantonsschule Hottingen

Liebe Leser:innen

von Sandra Nussbaumer

Von Paul Klee ist das Zitat überliefert «Die Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.» Diese Aussage gilt für die bildende Kunst der klassischen Moderne, der Paul Klee zuzuordnen ist und deren Stilrichtungen unterschiedliche Grade an Abstraktion aufweisen, ganz besonders, aber nicht ausschliesslich. Was Kunst ausmacht, ist in meinen Augen jedoch genau das: Sie bildet nicht (nur) eine Realität ab, sondern zeigt eine tiefere Wahrheit, die von der Zeit und dem Kontext der Entstehung losgelöst ist. So zwingt sie uns dazu, uns mit uns selbst, mit der Gesellschaft und mit der Welt, in der wir leben, auseinanderzusetzen.

Diese Auseinandersetzung ist eine der zentralen Aufgaben des Gymnasiums. Unsere Schüler:innen kommen in verschiedenen Fächern mit unterschiedlichen Arten und Formen von Kunst in Berührung. «Das Wirkliche ist nicht immer, nicht in allen Fällen, das Wahre», sagt Daniel Kehlmann über sein Abweichen von der historischen Realität im Weltbestseller «Die Vermessung der Welt». Es ging Kehlmann nicht darum, das Leben von Carl Friedrich Gauss eins zu eins abzubilden oder die Expeditionen von Alexander von Humboldt realitätsgetreu darzustellen, sondern um die Vermittlung einer Wahrheit. Und dieses «Wahre», von dem er spricht, ist nichts Absolutes. Je nach Lesart nämlich ist «Die Vermessung der Welt» ein zutiefst komischer Roman über die beiden grossen Wissenschaftler Gauss und Humboldt, eine satirische Darstellung der Geistesgeschichte des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts oder eine nicht ganz unironische Geschichte über das Deutsch-Sein. Diese Wahrheit zu ergründen und in Worte zu fassen, bedeutet oft harte Arbeit. Glücklicherweise sind die Schüler:innen dabei im Unterricht nicht ganz auf sich allein gestellt.

In dieser Ausgabe des h info beleuchten wir verschiedene Projekte aus den Herbst-Arbeitswochen der 1. Klassen. Die Klasse G1b hat sich dabei mit Chronofotografie beschäftigt. Die Bedeutung dieser Form der Fotografie für die Kunst-, Fotografie- und Filmgeschichte ist immens, hat sie doch unser Sehen grundlegend verändert. Die Schüler:innen haben sie

auf die Darstellung von Bewegungsabläufen im Sport angewandt. Die Klasse H1c hat Kunstwerke von Jean Tinguely und Niki de Saint Phalle in den öffentlichen Raum gesetzt und neu interpretiert. Und die Klasse G1d hat die Geschichte des Quartiers Hottingen ergründet, dabei Interessantes über Orte und Menschen erfahren und dies in einem journalistischen Videobeitrag zusammengestellt.

Ausserdem blicken wir hinter die Kulissen zweier Kulturinstitutionen. Der ehemalige KSH-Absolvent Simon Zehnder führt uns im Interview nicht nur in die Vergangenheit seiner Schulzeit, sondern in den Pavillon Le Corbusier im Zürcher Seefeld, den er nun im vierten Jahr leitet. Und Anna Magewski (G3c) berichtet von ihrem Unternehmenspraktikum in der Tonhalle Zürich. Gemeinsam mit ihren Kolleg:innen organisiert Anna das Jahreskonzert des Jugendsinfonieorchesters. Wie das abläuft und was sie dabei alles erlebt, lesen Sie in ihrem Beitrag.

Zu guter Letzt hat sich Rocco Röthlisberger im Deutschunterricht mit dem Gedicht «Elisabeth» von Hermann Hesse auseinandergesetzt und dabei bemerkenswerte Bezüge zur europäischen Literatur- und Kunstgeschichte hergestellt. Damit zeigt er eine weitere Dimension der Auseinandersetzung mit Kunst auf, nämlich die Teilhabe an einer Gesellschaft und ihrem kulturellen Erbe.

Noch eine Anmerkung in eigener Sache: Die Diskussion um die gendergerechte Schreibweise und die allzu oft hitzig geführten Debatten über die Verwendung des Gendersterns haben längst auch die Kantonsschule Hottingen erreicht. In dieser Ausgabe nimmt sich Victor Ullate in der Rubrik «Sprachbetrachtung» dem Thema an. Wer gendert, möchte damit eine Haltung zum Ausdruck bringen, die nicht nur Toleranz übt, sondern auch inklusiv ist. Dies korrigieren zu wollen, scheint uns falsch. Deshalb haben wir uns für diese Publikation entschieden, neben der klassischen Schreibweise, die weibliche und männliche Personen bezeichnet, auch die gendergerechte Doppelpunkt-Form zu verwenden.

●

Die Le-Corbusier-Möbel des Mathematiklehrers

Simon Zehnder hat 2003 an der Kantonsschule Hottingen die Matura absolviert und leitet heute den Pavillon Le Corbusier in Zürich.

von Sandra Nussbaumer

Herr Zehnder, der Pavillon Le Corbusier, in dem wir uns hier treffen, ist ein wirklich beeindruckendes Gebäude.

In der Tat. Das Gebäude besteht ja nur aus Stahl und Glas und ist vom Prinzip her recht simpel, dennoch ist der Pavillon sehr raffiniert gebaut. Von den Formen über die Farben ist alles ganz klar und logisch konzipiert und harmonisch komponiert. Gemäss der Idealvorstellung von Le Corbusier könnte eine Person allein dieses Haus bauen, ein bisschen wie beim Lego-Prinzip. Bei Le Corbusier denkt man oftmals an die Betonbauten aus der Nachkriegszeit. Aber dieser Pavillon ist anders. Es ist sein letzter Bau, wobei man festhalten muss, dass Le Corbusier das Haus zuvor bereits zweimal zu realisieren versucht hat. Das Konzept gab es also schon, als Heidi Weber, die Initiatorin des Pavillons, Le Corbusier mit dem Bau eines Ausstellungsgebäudes hier im Zürcher Seefeld beauftragt hat.

Zürich hat ja erst spät zu Le Corbusier gefunden ...

Das könnte man so sagen, ja. Umsetzen konnte er als Neubau in der Deutschschweiz lediglich den Pavillon hier im Seefeld, sein letztes gebautes Werk. Dem jungen Le Corbusier war es jedoch nahe der Kantonsschule Hottingen beim Zeltweg oberhalb einer Apotheke möglich, zwei Wohnungen für seine Cousine zusammenzulegen und umzugestalten. Allerdings gibt und gab es einzelne Zürcher Persönlichkeiten, die Le Corbusier früh entdeckt und auch gefördert haben. Für Le Corbusier ist die Stadt Zürich also aufgrund des Netzwerkes bedeutsam. Da war beispielsweise der Verleger Hans Girsberger, der Le Corbusiers architektonisches Werk ab 1929 fortlaufend publiziert hat, was den Mythos Le Corbusier erst ermöglicht hat, oder eben Heidi Weber, die Le Corbusier vermittelt und weiter bekannt gemacht hat. Durch solche Interaktionen hat das Werk Le Corbusiers eine enorme Wertsteigerung erfahren. Auch dass das Gebäude eine solche Beachtung und Bedeutung erlangt hat und über Architekturfachkreise hinaus bekannt ist, ist Heidi Weber zu verdanken. Nach der Fertigstellung unter ihrer Leitung als Bauherrin 1967 hat sie das Haus als Museum geführt. Nach dem Rückfall des Pavillons an die Stadt Zürich vor wenigen Jahren und der aufwändigen zweijährigen Sanierung hat das Museum für Gestaltung 2019 den Betrieb des Hauses aufgenommen.

Sie leiten den Pavillon Le Corbusier. Was sind Ihre Aufgaben als Museumsleiter?

Da gibt es zum einen die konzeptionelle Seite. Neben dem Haus, das ja selbst das bedeutendste Ausstellungsobjekt darstellt, zeigen wir jedes Jahr eine neue Wechselausstellung. Im ersten Jahr konnten Arthur Rüegg, emeritierter Architekturprofessor der ETH, und Christian Brändle, Direktor des Museums für Gestaltung, mit «Mon univers» die Sammel Leidenschaft Le Corbusiers sichtbar machen, im zweiten Jahr folgte die Ausstellung «Le Corbusier und Zürich» und im dritten Jahr «Le Corbusier und die Farbe». Die Ausstellung der vierten Saison, die ich selbst kuratiere und die Ende April 2022 eröffnet, zeigt, wie das Medium der Fotografie dem gebauten Werk Le Corbusiers heute begegnet.

... und zum anderen gibt es wohl auch die praktische Seite des Arbeitsalltags.

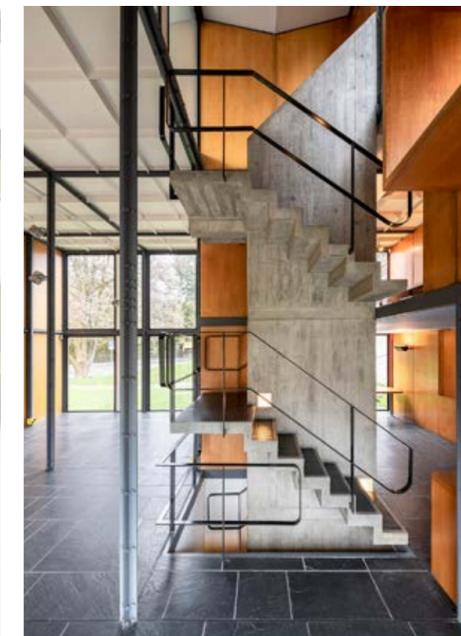
Ja, genau. Grundsätzlich bin ich die erste Ansprechperson des Hauses. Das heisst, meine Aufgaben sind sehr vielseitig: Korrespondenz, Führungen und Besuche, Anlässe, Social Media, Buchhaltung und vieles mehr. Ich leite ein Team von sechs Personen, das für die Kasse und den Besucherservice zuständig ist, sowie das Team der Vermittlung. Aus dem ständigen Team des Pavillons arbeiten alle in Teilzeit und sind nebenher noch künstlerisch tätig, was wiederum dem Haus zugute kommt. Neben dem Ausstellungsprogramm haben wir noch weitere Veranstaltungen und Spezialanlässe. Beispielsweise gibt es in jeder Saison eine Konzertreihe. Das Haus ist ein grosser Klangkörper und hat eine ganz spezielle Akustik. Das wollen wir natürlich auskosten. Zwei meiner Mitarbeiter sind Jazzmusiker und daraus konnte ich einem das Mandat übertragen, die Musikreihe zu kuratieren. Das klappt wunderbar, er kennt viele grossartige Musiker und weiss natürlich auch, was es für ein Equipment braucht und worauf man im Haus achten muss.

Wie sind Sie Museumsleiter geworden?

Nach dem Architekturstudium an der ETH in Zürich habe ich für das Departement «Geschichte und Theorie der Architektur» Ausstellungen konzipiert, mit denen wir auch durch Europa gereist sind. Das waren meine ersten kuratorischen Erfahrungen. Allerdings bin ich in der Folgezeit zurück zu den Wurzeln meines Studiums und habe in verschiedenen Architekturbüros im Grossraum Zürich gearbeitet. Daneben konnte ich auch die Selbstständigkeit ausprobieren. Das stellt jedoch in der Architekturbranche einen unheimlich langwierigen und zähen Prozess dar. Deshalb habe ich mich immer wieder auf Anstellungen eingelassen. Am Schluss bin ich bei «Aroma Productions» gelandet. «Aroma» gestaltet Events und grosse Ausstellungen in öffentlichen wie auch privaten Räumen, wie etwa die Bespielung der grossen Halle im Hauptbahnhof Zürich. In diesem Kontext konnte ich an der ZHdK ein CAS in Kuration in Angriff nehmen. Als es darum ging, die Stelle der Museumsleitung zu besetzen, habe ich mit Architektur, Kuration und der parallel fortlaufenden Selbstständigkeit im Ausstellungswesen wohl das richtige Paket an Ausbildung und Erfahrung mitgebracht.

Stand schon immer fest, dass Sie Architektur studieren würden?

Nein. Bei mir stand eigentlich sehr wenig fest. (Lacht.) Das fing schon beim Eintritt ins Gymnasium an. Nach der 6. Klasse habe ich es ans Gymnasium Rämibühl geschafft. Doch dieser Erfolg währte nicht lange. Denn ich war zwar begeistert, ein Zugbillet zu haben, das mich vom rechten Zürichsee-Ufer in die Stadt bringen würde. Doch die Skateboardläden und -plätze haben weitaus grösseren Reiz auf mich ausgeübt als der Unterricht im Rämibühl-Gebäude. So habe ich bereits nach den Herbstferien in die Sek gewechselt. Nach zwei Jahren war ich mir sicher, dass eine Lehre das Richtige für mich sei. Ich hatte auch bereits eine Stelle im KV-Bereich in Aussicht. Als Absicherung für die BMS habe ich damals zusätzlich noch die Gymiprüfung an der Kantonsschule Hottingen geschrieben – und tatsächlich bestanden. Da habe ich die geplante Lehrstelle doch nicht angetreten, sondern noch einmal einen Versuch am Gymnasium gewagt. Und bei diesem zweiten Anlauf hat alles geklappt.



Wäre nach der Matura auch ein Studium im Bereich Wirtschaft und Recht denkbar gewesen?

Absolut. Wirtschaft und Recht war ein Fach, das mir sehr gefallen hat! Zugegeben: Es war jetzt nicht unbedingt die Buchhaltung, die mich interessiert hat. (Lacht.) Aber Marketing hat mich immer schon gereizt. In diesem Bereich habe ich auch meine Maturarbeit mit dem Titel «Snowboarden als olympische Disziplin – neue Perspektiven für das Marketing?» geschrieben. Meine Familie kommt aus der Werbung, mein Vater war Werber. Und mein Bruder führt eine Werbeagentur in Zürich.

Und warum ist daraus nichts geworden?

Es gab damals diese Weiche: Ein Wirtschaftsstudium in St. Gallen oder «Szenografie» an der Kunstgewerbeschule in Zürich. Ich war immer auch gestalterisch interessiert. Ein guter Freund von mir ist für sein Studium nach St. Gallen gezogen. Ich habe ihn dort einige Male besucht und es hat mir auch gefallen, letztlich war ich wohl doch zu Züri-verliebt. Schliesslich haben die Studiengänge an der Kunsthochschule, die mich interessiert haben, am Rande auch mit Marketing zu tun. So war die Entscheidung eigentlich klar.

Sie sagen «eigentlich» ...

Es war so, dass zu der Zeit meiner Entscheidungsfindung der Vorkurs an der Kunsthochschule privatisiert wurde. Weil ich nicht bei meinen Eltern zum Bittsteller werden wollte und gleichzeitig erfahren hatte, dass man sich das erste Jahr des Architekturstudiums als Vorkurs anrechnen lassen könne, habe ich mich für Architektur an der ETH eingeschrieben. Dort bin ich hängen geblieben, nicht zuletzt auch der Freunde wegen.

Wie blicken Sie auf die Zeit an der Kantonsschule Hottingen zurück?

Es klingt vielleicht etwas sentimental, aber ich habe immer grosse Gefühle, wenn ich mich im Quartier Hottingen bewege. Einmal habe ich fast drei Jahre für ein Architekturbüro an der Englischviertelstrasse gearbeitet und dabei oftmals an den gleichen Orten zu Mittag gegessen wie früher: Hürlimann, Berner, Pasta Romagna, und dabei immer wieder an die Kanti-Zeit zurückgedacht.

Was hat Sie besonders geprägt?

Da gibt es einiges zu nennen: Personen wie Fächer. Unser Mathematiklehrer Urs Neff war eine sehr prägende Figur, und im Zusammenhang mit Le Corbusier für mich nicht ganz unwichtig. Er hat uns schon früh Skizzen und Fotografien von Le-Corbusier- beziehungsweise Charlotte-Perriand-Möbeln gezeigt. Einmal hat er die Klasse zu sich nach Hause zum Essen eingeladen und dort standen dann auch die entsprechenden Möbel. Das war meine erste Begegnung mit Le Corbusier und sozusagen der Initiationsmoment. Ausserdem denke ich gerne an den Französischunterricht bei Josiane Strauss zurück. Auch hier gibt es einen direkten Bezug zu meiner aktuellen Tätigkeit. Ich korrespondiere häufig mit der Fondation Le Corbusier in Paris. Im musealen Kontext gibt es ja sehr viel zu verhandeln. Jedes Bildrecht, jeder Anlass, jede Ausstellung muss besprochen und ausgehandelt werden.

Und das machen Sie alles auf Französisch?

Ja, das mache ich alles auf Französisch. Natürlich könnten wir das auch auf Englisch besprechen, aber die jeweiligen Kontakte schätzen es enorm, wenn man Französisch spricht. Und es öffnet einem viele Türen. Abgesehen davon haben wir auch viele französischsprachende Besucherinnen und Besucher hier im Haus. Ganz allgemein sind Sprachen natürlich wichtig. Und mit ihnen die Ausdrucksfähigkeit. Bei meiner jetzigen Arbeit muss ich viel schreiben, auch die Texte für die Ausstellungen und die Publikationen. An der Kantonsschule Hottingen war Deutsch mein bestes Fach – mit Abstand. Ich habe unglaublich gerne geschrieben. Das hing auch stark mit der Person von Sylvia Richner zusammen, unserer Deutschlehrerin. Früher habe ich gar nicht gerne geschrieben. Ich erinnere mich daran, wie mein Primarschullehrer sogar einmal zu uns nach Hause gekommen ist, um in Erfahrung zu bringen, ob ich tatsächlich deutschsprachende Eltern habe.

Gibt es ein Ereignis aus der Schulzeit, das Ihnen besonders geblieben ist?

Ganz klar die Maturreise, die wir unter anderem zusammen mit unserem Klassen- und Englischlehrer Patrick Henderson unternommen haben. Und wer jetzt an Städtereisen und Partys denkt, hat weit gefehlt. Unsere Maturreise hat uns im Frühjahr 2003 nach Sarajevo geführt, wo wir Wiederaufbau-Arbeit geleistet haben. Wir haben Bäche gereinigt, Kinder und Jugendliche unterrichtet, mit ihnen über Aids gesprochen und ihnen gezeigt, wie man mit den Computern arbeitet, die wir in Zürich gesammelt und nach Sarajevo mitgebracht hatten. Gewohnt haben wir privat und wurden dabei unheimlich verwöhnt. Ich erinnere mich, wie die Nonna, bei der ein Freund und ich wohnten, uns jeden Morgen das Frühstück ans Bett gebracht hat. Es war eine sehr schöne und vor allem unvergessliche Reise. ●

Im Rampenlicht



Unternehmenspraktikum in der Tonhalle Zürich

Haben Sie sich schon mal gefragt, wer alles für den reibungslosen Ablauf eines klassischen Konzerts sorgt? Wer zur Stelle ist, wenn die Scheinwerfer blenden, wenn eine Musikerin unvorhergesehen ausfällt, wenn Notenblätter verloren gehen? Auch wenn ich ein grosser Fan von klassischer Musik bin, habe ich mir darüber nie Gedanken gemacht. Umso erhellender ist es nun für mich, während meines Unternehmenspraktikums bei der Tonhalle-Gesellschaft Zürich, diesen Fragen entgegenzutreten.

von Anna Magewski

Im Sommer 2021 entschied ich mich, im Rahmen des Akzents Entrepreneurship ein Unternehmenspraktikum anzutreten, statt in einem Miniunternehmen mitzuwirken. Dabei stiess ich auf der Homepage der Tonhalle Zürich auf das Projekt «Schülermanager» und erkannte gleich, dass es das Richtige für mich ist, da ich dabei das Interesse für Wirtschaft und Recht mit meiner persönlichen Leidenschaft für klassische Musik verbinden kann. Also bewarb ich mich, wobei ich auf grosse Unterstützung von meinem Musiklehrer Etienne Destraz zählen durfte.

Bei dem Projekt geht es darum, dass eine sechsköpfige Gruppe aus Schüler:innen und Student:innen ein Konzert mit dem Jugendsinfonieorchester Zürich (JSOZ) plant und organisiert. Dabei werden wir von der Tonhalle-Gesellschaft Zürich sowie Musikern aus dem Tonhalle-Orchester unterstützt und bekommen interessante Einblicke in ihren Alltag.

Im September dann durfte ich meine Kollegen und Kolleginnen kennenlernen. Etwas mulmig war mir anfangs schon: Fast alle von ihnen haben das Schwerpunktfach Musik im Gymnasium oder sind die Kinder von Profimusikern. Am gleichen Tag noch durften wir die frisch sanierte Tonhalle zum ersten Mal bestaunen; wir hatten Karten für das grosse Eröffnungskonzert bekommen! Mahlers Dritte Sinfonie. Der Konzertsaal und die Musik waren überwältigend, alle waren begeistert und sogar das Fernsehen war da für eine Liveübertragung.

In den nächsten Wochen lernten wir die Tonhalle dann besser kennen. Nie zuvor war ich hinter der Bühne in einem so grossen Konzerthaus. Es gibt dort sogar eine eigene Bibliothek nur für Noten – die Orchesterbibliothek. Für alles, was auf der Bühne passiert, gibt es im Hintergrund jemanden, der dafür zuständig ist und sich darum kümmert. Wenn man als Zuschauer in einem Konzert ist, ist man sich dessen oft nicht bewusst. Alles sieht so harmonisch und perfekt aus. Es gibt aber so viele Details, über die ich nie zuvor nachgedacht habe. Was passiert zum Beispiel, wenn ein Solist kurzfristig verhindert ist und nicht auftreten kann? Oder an wen kann sich ein Musiker wenden, wenn ihn ein Scheinwerfer blendet? Wer schlichtet Streitigkeiten, wenn es Probleme in einem Register gibt? Auf all diese Fragen bekamen wir überraschend offene Antworten und lernten viele spannende Persönlichkeiten kennen. →

FOTO: RIDOFRANZ/ISTOCKPHOTO



In den Herbstferien durfte ich das JSOZ auf ihre Konzerttournee nach Wien, Graz, St. Wolfgang und Salzburg begleiten. Wir fuhren mit dem Reisebus von Konzerthaus zu Konzerthaus. In dieser Woche lernte ich viele neue Leute kennen und erfuhr über ihr Leben. Das Ziel vieler junger Musiker in diesem Orchester ist es, Musik zu studieren, wofür sie sich intensiv vorbereiten und jeden Tag mehrere Stunden üben. Das Besondere an dieser Tournee fand ich, dass wirklich jedes Konzert anders war. Nicht nur deshalb, weil sich die Solisten bei Mozarts Klarinettenkonzert abwechselten, sondern auch, weil jedes Konzerthaus anders war und nicht überall die gleichen Bedingungen herrschten.

Erst nach den Ferien begannen wir so richtig mit der Planung für unser Konzert im März. Bis dato hatten wir nur das Programm mit dem Dirigenten festgelegt. An dem Motto tüftelten wir lange herum, bis wir schliesslich zu einem Entschluss kamen. Endlich wurden wir auch unseren Abteilungen zugewiesen. Wie bei den Startups meiner Mitschüler:innen ist es nämlich auch bei uns so, dass wir einem Aufgabenbereich wie beispielsweise der Orchestertechnik zugewiesen werden. Ich bin in der Intendanz tätig, das ist vergleichbar mit der Funktion des CEO, und neben den wöchentlichen Meetings im Team habe ich regelmässig Sitzungen mit der Intendantin Ilona Schmiel. Diese Treffen sind für mich etwas ganz Besonderes. Man sieht nicht oft Frauen in der Rolle der Intendantin. Ilona ist eine starke Frau, ich lerne immer sehr viel von ihr und schätze diese enge Zusammenarbeit mit ihr.

Als wir uns auf das Motto «imPuls» geeinigt hatten, konnten wir damit beginnen, uns Gedanken über das Rahmenprogramm und das Marketing zu machen. Aus diesem Grund begannen wir damit, Schulworkshops zu planen, die wir im Februar und März in Schulen im Kanton Zürich halten werden. Ziel dieser Workshops ist es zum einen, junge Menschen zu aktivieren, in unser Konzert zu kommen, und sie darauf vorzubereiten, unter anderem mit einem «Konzertknigge» und einem Kahoot über das Konzert und die Tonhalle an sich. Zum anderen ist es auch wichtig, Gleichaltrigen zu zeigen, dass klassische Musik nicht langweilig oder nur etwas für alte Leute ist.

Ein weiterer Weg, um unser Konzert unter die Leute zu bringen, ist unser Stand an der regionalen Handelsmesse von YES im Shoppi Tivoli in Spreitenbach. Gemeinsam haben wir ein Standdesign entworfen und ein Gewinnspiel vorbereitet. Wir freuen uns auf die Messe am 5. Februar.

Eines meiner bisherigen Highlights war es, meinen Musikpaten aus dem Tonhalle-Orchester kennenzulernen. Wir bekamen Videos, in denen sich sechs Musiker aus dem Tonhalle-Orchester vorstellen. Aus diesen Videos durften wir uns jemanden aussuchen, der unser Musikpate werden sollte. Mein Pate ist Johannes Gürth, er kommt aus Wien und spielt Bratsche. An einem Freitagnachmittag war ich mit ihm Kaffee trinken, und er erzählte mir viel über seine Ausbildung, die Arbeit im Tonhalle-Orchester und Musik im Allgemeinen. Ich fand es sehr schön, seine Begeisterung und Leidenschaft für die Musik zu spüren.

Seit September haben wir regelmässig Moderationstraining mit Dorothee Roth vom SRF. Um möglichst gut auf die Moderation an unserem Konzert vorbereitet zu sein, übt sie mit uns die richtige Tonlage, Sprechgeschwindigkeit und Hörverständlichkeit. Momentan arbeiten wir mit ihr an den endgültigen Moderationstexten. Diese Workshops sind für mich eine grosse Bereicherung, aber auch eine Herausforderung.

Ich freue mich schon sehr auf unser Konzert in der Tonhalle Zürich am 20. März und bin gespannt darauf zu sehen, wie sich die Arbeit der letzten Monate auszahlen wird. Dieses Unternehmenspraktikum bereitet mir grosse Freunde. Ich kann in Welten hineinsehen, die mir bisher verschlossen geblieben sind, und Menschen kennenlernen, die so viel Spannendes zu erzählen haben. ●

Anna Magewski besucht die Klasse G3c mit Akzent Entrepreneurship. Sie spielt in ihrer Freizeit leidenschaftlich Querflöte und befasst sich mit klassischer Musik.

Anna Magewski
G3c



Kunst in

Ein Projekt der Klasse H1c

von Sandra Monti

In ihrer ersten Arbeitswoche an der Kantonsschule Hottingen im Herbst 2021 hielt sich die Klasse H1c drei Tage lang in Fribourg auf. Hier besuchte sie den Kunstraum «Espace Jean Tinguely – Niki de Saint Phalle». In einem ersten Teil setzten sich die Schüler:innen mit Kunstwerken dieser bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts auseinander. In einem zweiten ging es darum, eines ihrer Kunstwerke mittels Fotomontage in den öffentlichen Raum zu setzen und die Überlegungen dazu schriftlich festzuhalten. Hier zwei Beispiele.

den öffentlichen Raum setzen

«Der Altar des Westlichen Überflusses» von Jean Tinguely (1989/90)

von Gilbert Hack, Louis Häuselmann und Juan Villegas

Wir haben dieses Kunstwerk gewählt, da es uns sehr gefiel, anzog und zum Nachdenken brachte. Jean Tinguely hatte bei diesem Objekt mit verschiedenen Alltagsgegenständen gleichzeitig gearbeitet, die so zusammengestellt sehr speziell und auch faszinierend aussahen. Er hatte für dieses Objekt schlichte, jedoch auch kitschige Farben verwendet und diese sehr gut kombiniert. Jean Tinguely hatte nicht versucht, Reichtum und die absurde industrielle Massenproduktion durch an sich wertvolle Gegenstände darzustellen, sondern durch billige Massenware. Er hatte sich das Werk, das ja auch in Bewegung versetzt werden kann (Flötenspiel), als eine Art Rattenfänger vorgestellt, dem, wenn er auf seiner Flöte spielte, nicht nur alle Ratten, sondern auch alle Kinder nachliefen. Mit diesem Kunst-Spektakel wollte er Aufmerksamkeit erregen.

Die Place George-Python, auf die wir das Objekt stellten, steckt voller Bewegung. Täglich wird er von Menschen überquert. Und indem die Menschen sich entweder auf Bänke oder Stühle setzen, dient er als Erholung vom Alltag. Natürlich war es das zentrale Objekt auf dem Platz, ein grosser Pavillon mit einer grossen, runden Kuppel, in den wir das Werk von Jean Tinguely hineingestellt haben. Die Kuppel ist umgeben von Bänken und Bäumen und bietet Schutz vor Regenfällen.

Aus diesem Projekt konnten wir einige Schlüsse ziehen, wie zum Beispiel, dass Kunst im Auge des Betrachters liegt. Ausserdem haben wir aus diesem Projekt gelernt, dass kaputte, gefundene Gegenstände nicht nur im Alltag, sondern auch in der Kunst wiederverwendbar sind und daraus wundervolle Kunstwerke entstehen können.



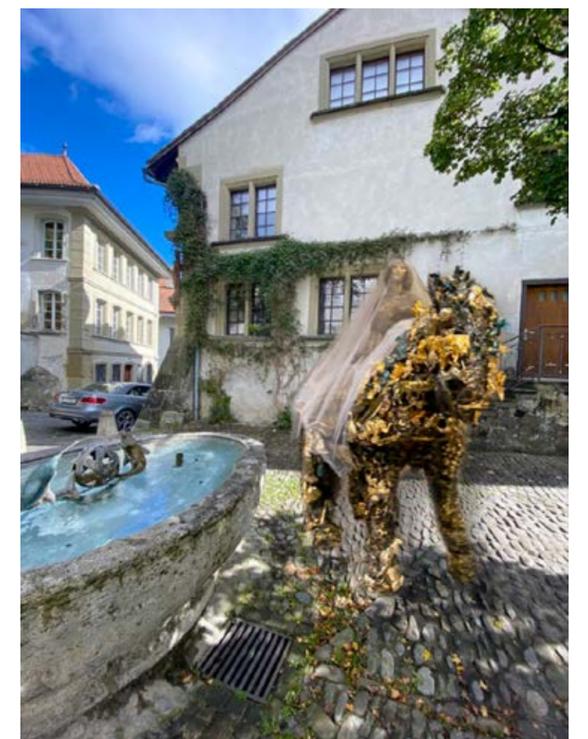
FOTOS: EXCENTRIC_01 / ISTOCKPHOTO, TETE3138 / ISTOCKPHOTO

«La Mariée à Cheval» von Niki de Saint Phalles (1997)

von Laura Jacob und Tharanigaa Tharumakumar

Das goldene Pferd im eher düster gehaltenen Raum des Museums stach uns sofort ins Auge. Uns fiel auch auf, dass dieses Kunstwerk nicht dem gewöhnlichen Stil von Niki de Saint Phalle entspricht. Das Pferd ist mit lauter Fundgegenständen bestückt. Die Frau, eine weisse Braut mit Brautschleier, der ihr Gesicht verdeckt, ist im Gegensatz zum Pferd schlicht gehalten. Beides deutet unserer Ansicht nach auf Unterdrückung hin. Das Pferd hingegen, das für den Mann steht, weist durch seine vielgestaltige Oberfläche Chaos auf. Nachdem wir uns mit der Geschichte des Kunstwerks genauer auseinandersetzt hatten, erkannten wir, dass es die Vergangenheit von Niki de Saint Phalle spiegelt. In diesem Kunstwerk verarbeitete sie den Missbrauch durch ihren Vater.

Wir finden, das Kunstwerk gehört an diesen Platz in der engen Altstadt von Fribourg, da er Geborgenheit vermittelt und Freiheit. Die Braut reitet aus dem Museum an diesem Brunnen vorbei. Dieser Platz im öffentlichen Raum repräsentiert für uns den Ort der Freiheit. Der Platz soll zeigen, dass wir Frauen aus dem Schatten der Männer rauskönnen und unser Leben selbst in die Hand nehmen sollen. ●



Das Quartier Hottingen im Videoporträt

von Etienne Destraz

Mindestens vier Jahre verbringen unsere Schülerinnen und Schüler hier an der Kantonsschule Hottingen und somit auch im gleichnamigen Quartier. Da wäre es doch von Vorteil, wenn man sich ein bisschen auskennt, wüsste, wo was liegt und wer in unserem Teil des Stadtkreises 7 früher verkehrte.

Unter dem Motto «Das Quartier Hottingen kennenlernen» verfolgte die Klasse G1d im vergangenen Herbst genau dieses Ziel. Als Endprodukt sollten die Schülerinnen und Schüler unser Quartier mit all seinen speziellen Eigenheiten in einem kurzen journalistischen Videoporträt vorstellen.

Die Schülerinnen und Schüler erhielten zuerst allgemeine Informationen sowie historische Inputs zum Quartier und zu namhaften Persönlichkeiten, die hier um uns herum gewirkt haben. Nach der Einführung mussten sie in Gruppen selbst weiterrecherchieren und Informationen sammeln. Es folgte das Erstellen eines kurzen Drehplans und dann dessen Umsetzung. Das bedeutet, sie mussten nicht nur die Informationen selbst auswählen und prägnant zusammenfassen, sondern auch selber filmen, selber präsentieren und die entsprechenden Filmschauplätze aussuchen. Als Zusatzaufgabe sollten sie zudem ein Interview mit einem waschechten Hottinger oder einer waschechten Hottingerin führen.

Sobald die Filmaufnahmen im Kasten waren, folgte die sogenannte Postproduction. Die Schülerinnen und Schüler mussten alles zusammenschneiden, nachvertönen, mit Musik unterlegen und die Aufnahmen ausbessern (sogenanntes Color Grading). Dafür verwendeten sie die professionelle Schnittsoftware Premiere Pro von Adobe.

Durch die Arbeitswoche haben die Schülerinnen und Schüler unser Quartier Hottingen näher kennengelernt und zusätzlich hautnah mit-erlebt, was alles hinter einem journalistischen Videobeitrag steckt. Die abschliessende Auswertung, wobei die Klasse selbst sowie auch die Lehrpersonen bewerteten, gewann das Team von Flynn, Salomon, Adam, Julia und Nick. Es lohnt sich, da mal einen Blick reinzuwerfen! ●



Direktlink
ksh.ch/hinfo-2022-01-quartier-hottingen

Die 25'000-Dollar-Frage

«Chronofotografie»



von Simon Haas

Gibt es eine Phase, in der ein galoppierendes Pferd mit keinem Huf den Boden berührt? Genau diese Frage steht zu Beginn der Entwicklung der sogenannten «Chronofotografie», also jener Form der Fotografie, bei der es darum geht, einen Bewegungsablauf mit einer Serie von Bildern festzuhalten. Im Jahr 1872 beauftragte der ehemalige Gouverneur von Kalifornien und Eisenbahnmogul Leland Stanford (1824–1893) den Fotografen Eadweard Muybridge (1830–1904), diese Frage zu beantworten – dabei sollte er ihm eine fotografische «Beweisführung» liefern, welche die exakte Beinstellung des Pferdes zeigt, da es Stanford darum ging, mit der Beantwortung der Frage eine Wette mit 25'000 US-Dollar Einsatz zu gewinnen¹. Muybridge experimentierte in der Folge jahrelang damit, die Technik der Fotografie so weiterzuentwickeln, dass kurze Belichtungszeiten möglich waren. Damalige Fotografien hatten Belichtungszeiten von mehreren Minuten, was immerhin bereits eine Verbesserung darstellte zu den acht Stunden, welche die erste Fotografie «Point de Vue du Gras» aus dem Jahr 1826 von Joseph Nicéphore Niépce benötigte. Erst in den 1860er-Jahren gelang es, Strassenszenen mit sich bewegendem Menschen und Pferdewagen ohne Verwischungen festzuhalten – die kürzeste Belichtungszeit von damals wird mit 1/50 Sekunde angegeben. Muybridge gelang es schliesslich im Jahr 1878, Fotografien mit einer Belichtungszeit von 1/2000 Sekunde zu erstellen.

Für die fotografische Beantwortung der Fragestellung von Stanford baute sich Muybridge ein Aussenstudio mit 12 (später 24) Kameras auf und liess zuerst Leland Stanford in einem Einspänner vor einer weissen Wand durchfahren. Dabei wurden die Kameras durch Drähte, die auf dem Boden von den Kameras zur gegenüberliegenden Wand führten, ausgelöst, sobald ein Rad des Pferdewagens darüberfuhr. Nach diesem «Testlauf» ersetzte

Muybridge die Drähte durch Seidenfäden, die auf Brusthöhe des Pferdes gespannt wurden. Das galoppierende Pferd zerriss diese Seidenfäden und löste damit den Verschlussmechanismus aus. Stanfords Rennpferd «Sallie Gardner» war es dann vergönnt, sich am 18. Juni 1878 galoppierend in die Geschichtsbücher der Fotografie einzuschreiben². Die Serie «The Horse in Motion» (1878) war damals eine (fotografische) Sensation und bildete den Grundstein für die darauf einsetzende Entwicklung des bewegten Bildes (Zoopraxiscope, 1879).

Dass rund 120 Jahre später mit dem Film «The Matrix» (1999) die von Eadweard Muybridge und Étienne-Jules Marey (1830–1904) entwickelte Chronofotografie in Form des «Bullet-Time-Shots» ihre – um ein Vielfaches skalierte und digital bearbeitete – Weiterführung in Form eines Spezialeffektes fand, war ein weiterer Aspekt der Geschichte der Fotografie, den wir während der Arbeitswoche mit der Klasse G1b gemeinsam betrachteten. Schliesslich hatten die Schüler die Aufgabe, einen Bewegungsablauf als Serienbildsequenz zu fotografieren und im Anschluss digital weiterzubearbeiten, sodass die «Phasen» der Bewegung in ein und demselben Bild erkennbar werden. ●

¹ Einige Quellen gehen auch davon aus, dass nicht eine Wette, sondern Stanfords generelles Interesse am Bewegungsablauf eines Pferdes Grund für den Auftrag war.

² An demselben und den darauffolgenden zwei Tagen schritten, trabten und galoppierten auch noch weitere Pferde Stanfords vor den Kameras durch – am bekanntesten wurden aber die Aufnahmen von «Sallie Gardner».

FOTOS: LOUDATES / ISTOCKPHOTO, CHRONOFOTOGRAFIE AUS PUBLIKATION «SCHNELLE-SCHNEYDER, MARLENE: PHOTOGRAPHIE UND WAHRNEHMUNG AM BEISPIEL DER BEWEGUNGSDARSTELLUNG IM 19. JAHRHUNDERT, JONAS VERLAG, 1990»



Chronofotografien von Ladina Forster (oben) und Luisa Jordi (unten)



Sportbilder

Figuration/Abstraktion

Die Schülerinnen und Schüler der dritten Klassen des Gymnasiums haben Bilder gemalt, die zwischen Figuration und Abstraktion pendeln. Sie nutzten dazu Ausschnitte von Pressebildern zu Sportberichterstattungen.



Gedicht-interpretation

von Rocco Röthlisberger

Inhaltlich

Das lyrische Ich schwärmt von einer Frau namens Elisabeth, in die es augenscheinlich verliebt ist. Dies lässt sich mit dem realen Leben Hermann Hesses verknüpfen. Im Alter von 23 Jahren macht er erstmals mit der gleichaltrigen aus einer Pfarrerrfamilie stammenden Elisabeth La Roche Bekanntschaft und verliebt sich auf Anhieb in sie. Die Zuneigung des schüchternen jungen Dichters bleibt jedoch unerwidert. «Was die Realität ihrem Autor nicht gewährte, erfüllt er sich in der Phantasie», heisst es in einem Nachwort eines Romans von Hesse in Bezug auf Elisabeth La Roche. Dieser Umstand regte ihn neben seinen anderen Frühwerken auch zum vorliegenden Gedicht «Elisabeth» an. Hesse schrieb es noch im selben Jahr ihres Kennenlernens.

Das verliebte lyrische Ich, von dem man nun annehmen darf, dass es sich um einen Mann handelt, assoziiert die mit einem direkten Du angesprochene, Elisabeth mit dem Frühling («Lenz»). Wie bei totaler Verliebtheit üblich werden alle Unvollkommenheiten ausgeblendet: Elisabeth wird in einem strahlenden Licht gesehen, als läge die Frühlingssonne auf ihr. Der von Elisabeth ausgehende, für das lyrische Ich so anziehende Zauber soll auf den Figuren der «alten Bilder zu Florenz» wiederzufinden sein.

In der zweiten Strophe nimmt das lyrische Ich im Sinne der eben erwähnten «alten florentinischen Bilder» Bezug auf eines der bekanntesten Werke der abendländischen Kunst: Das Gemälde Primavera (dt. Frühling) von Sandro Botticelli (siehe Abbildung).

«Als Flora im beblühten Kleid [h]at Botticelli dich gemalt.»

Bildbeschreibung: Rechts neben der im Mittelpunkt stehenden Venus ist Flora, die römische Göttin der Blumen, der Gärten und des Frühlings, in einem mit Blüten übersäten Kleid ersichtlich. Sie schreitet über die Wiese und streut Rosen aus ihrem geschürzten Gewand. Die Thematik des Frühlings mit seinen Elementen und Symbolen zieht sich auch in der zweiten Strophe fort (Primavera, Göttin Flora, Maigestalt, Blumenkleid, Rosenstreuen).

«Auch bist du jene, deren Gruss [d]en jungen Dante übermannt [...]»

Für das Verständnis dieser Strophe müssen wir in das europäische Mittelalter zurückblicken, in die Zeit des wohl bedeutendsten italienischen Dichters Dante Alighieri. Im Alter von neun Jahren sieht Dante zum ersten Mal die gleichaltrige Beatrice, die später zur Muse seiner Werke und die Personifikation der göttlichen Liebe wird. «[Der Gruss, der] [d]en jungen Dante übermannt [...]» hängt mit Dantes zweiter Begegnung mit Beatrice Jahre später zu-

Elisabeth (Hermann Hesse, 1900)

**Dir liegt auf Stirne, Mund und Hand
Der feine, zärtlich helle Lenz,
Der holde Zauber, den ich fand
Auf alten Bildern zu Florenz.**

**Du lebstest schon einmal vorzeit,
Du wunderschöne Maigestalt,
Als Flora im beblühten Kleid
Hat Botticelli dich gemalt.**

**Auch bist du jene, deren Gruss
Den jungen Dante übermannt,
Und unbewusst ist deinem Fuß
Der Weg durchs Paradies bekannt.**

**Wie eine weiße Wolke
Am hohen Himmel steht,
So weiß und schön und ferne
Bist du, Elisabeth.**

**Die Wolke geht und wandert,
Kaum hast du ihrer acht,
Und doch durch deine Träume
Geht sie in dunkler Nacht.**

**Geht und erglänzt so silbern,
Dass fortan ohne Rast
Du nach der weißen Wolke
Ein süßes Heimweh hast.**



Gemälde von Sandro Botticelli, 1482–1487: Primavera (Frühling)

sammen, als diese Dantes Gruss erwidert und so Dantes reinste und idealste Liebe inspiriert und zugleich die Wurzeln für sein Hauptwerk, die «Divina Commedia» (Göttliche Komödie), legt. Diese gilt bis heute als bedeutendste Dichtung der italienischen Literatur.

In Hesses Liebesgedicht wird die Rolle Beatrices von Elisabeth übernommen, die – genau wie Beatrice bei Dante – Hesses Herz und Gedanken, vor allem aber sein dichterisches Werk bestimmt.

In Dantes Göttlicher Komödie wird eine visionäre Reise geschildert, die von der Hölle über das Purgatorium ins himmlische Paradies führt. Dies erklärt auch den Kontext der letzten beiden Verse: «Und unbewusst ist deinem Fuss [d]er Weg durchs Paradies bekannt.»

Interessant ist hier, dass sich Botticellis Gemälde aus der zweiten Strophe mit Dantes göttlicher Komödie aus der dritten Strophe verknüpfen lässt. Wie meine Quellen bezeugen, wird in einer weit verbreiteten Interpretation der Primavera das Bild als christliche Allegorie gedeutet, wobei die drei Grazien (links neben der Venus zu sehen) als bildliche Übersetzung von einem Abschnitt des Gesangs aus Dantes göttlicher Komödie interpretiert werden. Die zentrale Figur stellt nach dieser Auffassung Dantes Beatrice dar, die Frau im Blütenkleid Eva, Zephyr (rechter Bildrand) den Satan und Merkur (linker Bildrand) den Adam, der nach den verbotenen Früchten des Paradieses greift.

Das Gedicht scheint sich auf der semantischen sowie auf der formalen Ebene (worauf später eingegangen wird) an dieser Stelle in zwei Teile gliedern zu lassen. In den ersten drei Strophen spricht das lyrische Ich seine Bewunderung für Elisabeth aus, es vergleicht ihre Schönheit mit der von Botticelli gemalten Flora und baut sie geschickt in geschichtliche Kontexte ein, welche die grosse Bedeutung Elisabeths für das lyrische Ich versinnbildlichen.

Dem gegenüber folgen die anderen drei Strophen. Es stellt sich heraus, dass die zuvor beschriebene Liebe eine einseitige und unerfüllte ist, was mit dem realen Leben des Autors übereinstimmt (siehe oben). Doch gerade im Liebeskummer liegt die Leidenschaft, die Hesse zu diesem Gedicht bewegt hat.

Zur Steigerung der Anschaulichkeit vergleicht das lyrische Ich seine unerwiderte Liebe mit einer «[...] weiss[en] und schön[en] und ferne[n] [Wolke]».

Nach einem ersten Vergleich wird die Wolke metaphorisch genutzt. Wie eine sich mit dem Wind bewegende Wolke kann er Elisabeth nicht greifen, sie ist unerreichbar für ihn, er kann ihr nicht habhaft werden. «Die Wolke geht und wandert, [k]aum hast du ihrer acht [...]»

In den Träumen des lyrischen Ichs, in denen Elisabeth immer wieder erscheint, verarbeitet das Unterbewusstsein die unerwiderte Liebe.

Erwähnenswert in Bezug auf den Begriff Wolke ist ausserdem der am linken Bildrand des zuvor angesprochenen Gemäldes stehende römische Gott Merkur, der in einer symbolischen Geste die angedeuteten Wolken beiseiteschiebt. Die Frage, ob dies in Verbindung mit der im Gedicht erwähnten Wolke steht, bleibt jedoch offen.

Zu Beginn der letzten Strophe ist die Rede von einer silbern glänzenden Wolke. Der plötzliche Farbwechsel der in Strophe vier als weiss beschriebenen Wolke kann womöglich damit begründet werden, dass, wenn man direkt unter einer Wolke steht, diese grau erscheint. Von der Seite betrachtet ist dieselbe Wolke jedoch weiss.

Auf das Gedicht bezogen hiesse dies, dass das lyrische Ich der «geh[enden] und wandern[den] [weissen Wolke]» hinterherrennt mit dem unerreichbaren Ziel, schliesslich unter ihr zu stehen und sie grau bzw. silbern glänzend zu sehen. Dies würde sich auch mit dem «ohne Rast» während dem Heimweh nach der Wolke begründen lassen, der man stets nacheilen muss. Wenn man die metaphorische Ebene verlässt, so handelt es sich um ein mit viel Romantik unterlegtes Signal der Sehnsucht in Bezug auf die für das lyrische Ich unerreichbare Elisabeth.

→

Formal und sprachlich

Das Gedicht ist in sechs Strophen mit je vier Versen unterteilt, wobei jede Strophe genau einen Satz bildet. Die einzelnen Verse sind somit durch Enjambements (Hakenstil) zusammengehalten. Das verleiht dem Gedicht eine gewisse Atemlosigkeit, die zu einem Liebesgedicht durchaus passt.

Mit einer einzigen Ausnahme ist das ganze Gedicht von einem strikten, regelmässigen Versmass durchzogen, bei dem ausschliesslich drei- oder vierhebige Jamben vorkommen. Einerseits ist das Versmass so rein und klar wie die Liebe des Autors zu Elisabeth, somit wird eine gewisse Traumstimmung hervorgerufen, andererseits hört es sich im Hinblick auf Elisabeths kirchlichen Hintergrund (Pfarrerfamilie) einem Bibelvers ähnlich, dessen Tonalität Hesse womöglich bewusst treffen wollte.

Der erste Vers der letzten Strophe weicht jedoch von der Regelmässigkeit ab (Daktylus, Trochäus, Trochäus). Eine mögliche Erklärung hierfür ist eine Resignation des lyrischen Ichs gegen Ende des Gedichts. Er realisiert, dass er der unerreichbaren Wolke ewig naheheilen muss und es nie schaffen wird, unter ihr zu stehen und sie silbern glänzend zu sehen (siehe inhaltliche Interpretation). Diese Erkenntnis erschüttert ihn so sehr, dass er von seinem Weg bzw. vom Versmass abkommt, sich aber sogleich im nächsten Vers wieder fängt.

Der Grundton ist eher spirituell, traumhaft und naturverbunden, was sich vor allem in Wörtern wie Lenz, Zauber, Maigestalt, (die Göttin) Flora, Paradies, weisse Wolke, Träume, Heimweh etc. spiegelt. Mit dem Paradies, dem Himmel und der Verbindung zu Dantes Göttlicher Komödie bedient sich Hesse teilweise der kirchlichen Sprache, die womöglich bewusst für die Pfarrers-tochter Elisabeth gewählt wurde.

Die zuvor angesprochene Gliederung des Gedichtes in zwei Teile zwischen der dritten und vierten Strophe zeichnet sich auf formaler Ebene dadurch aus, dass sich das Endreimschema an dieser Stelle ändert. Bis zu diesem Punkt sind die vierversigen Strophen durch Kreuzreime gekennzeichnet, anschliessend wird ein eher ungewöhnliches Reimschema abcb verwendet. Ein möglicher Grund hierfür könnte sein, dass der Autor in diesem sich mit Liebeskummer befassenden Teil die Anzahl Reime reduzieren wollte, um sich der weniger traumhaften Realität stellen zu können.

Auch einige rhetorische Figuren wurden in das Gedicht eingearbeitet. So steht der «helle Lenz» und die «Maigestalt» als Allegorie für das Erblühen der Jugend. Mit «Wie eine weisse Wolke [...] [s]o weiss und schön und ferne [b]ist du, Elisabeth.» wird zur Steigerung der Anschaulichkeit Elisabeth mit einer Wolke verglichen. Die Wolke verwandelt sich daraufhin in den folgenden Versen zu einer Metapher und wird ausserdem personifiziert: «Die Wolke geht und wandert [...]» Die beiden aufeinanderfolgenden Verse «Geht sie in dunkler Nacht.» und «Geht und erglänzt so silbern [...]» bilden eine Anapher. ●

Quellenangaben

Elisabeth La Roche:
Jahrbuch der Gemeinde Riehen, 1996; Hesses Frauen, Buch von Bärbel Reetz; Nur wer liebt, ist lebendig, Buch von Hermann Hesse; Zeitungsbericht der Tageswoche: <https://tageswoche.ch/kultur/auf-den-basler-spuren-des-steppenwolfs/>
Botticelli:
[https://de.wikipedia.org/wiki/Primavera_\(Botticelli\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Primavera_(Botticelli))
Dante Alighieri:
<https://www.dante-wiesbaden.de/dante-alighieri.cfm>
Farbwechsel bei Wolken:
<https://www.coopzeitung.ch/themen/familie/hesch-gwusst/2018/wieso-haben-wolken-verschiedene-farben--137327/>

du chlini nutte

Wenn Kommunikation schief läuft

von Barbara Ingold

Hoppla! Da musste ich leer schlucken, als ich folgende E-Mail-Überschlagszeile las: Nana Dubič sent a message in G1x English Chat. – Nana D: «du chlini nutte». Wie war dieser Kommentar einer Erstklässlerin im schulinternen Kommunikationskanal «Teams» zu deuten? Wohl kaum als Frustration auf die frohe Botschaft, alle Noten seien nun online, denn Nana ist eine Musterschülerin mit Bestnoten. Meine aktuelle Bekleidung war saisonbedingt weit von jeder Freizügigkeit entfernt und bot ebenso wenig Anlass für eine derartige Beschimpfung. Was hatte die Schülerin da also bloss geritten? Und wie sollte ich darauf reagieren?

Ignorieren konnte ich die Nachricht nicht, dazu war die Wortwahl eindeutig zu anstössig. Empörung mimen, obschon ich eher belustigt denn beleidigt war, ging auch nicht. «sälber nutte, bitch!» vielleicht? So könnte ich zumindest meine linguistische Registerversiertheit unter Beweis stellen, denn «Bitch», neudeutsch für «Schlampe», ist die angesagte Anrede unter Freundinnen in Netflix-Serien und erfreut sich auch in der hiesigen Jugendsprache wachsender Beliebtheit. Die Replik wäre jedoch nicht rollenkonform, da zu jovial und somit anbiedernd. Dann schon eher: «Ich weiss zwar nicht, worauf Sie mit Ihrem Kommentar hinauswollen, aber es heisst: Du chlini Nutte. Achten Sie bitte auf korrekte Gross- und Kleinschreibung!» Mit diesem pädagogisch wertvollen Hinweis würde ich meiner Vorbildfunktion schon eher gerecht, käme aber etwas humorlos über.

Auf eine bessere Eingebung hoffend, öffnete ich schliesslich besagte Applikation, um Fräulein Dubič Paroli zu bieten. Doch siehe da, die Nachricht war gelöscht! Im Gegensatz zu E-Mail oder Kurznachrichten können sogenannte «Posts» auf der digitalen Kommunikationsplattform Teams nämlich beliebig oft editiert und sogar gelöscht werden, was äusserst praktisch ist. Wer jedoch die E-Mail-Hinweisfunktion aktiviert hat, bekommt in Echtzeit Benachrichtigungen über sämtliche Teams-Aktivitäten, und darin ist – unauslöschlich! – immer auch ein Überschlag der ersten Textzeile mit abgebildet. Wer nicht weiss, ob sein Gegenüber diese Funktion aktiviert hat, sollte sich also vergewissern, ob Inhalt und Adressat auch wirklich passen. Letzteres war hier offensichtlich nicht der Fall, denn die kleine Nutte sass an einem anderen Endgerät.

nutte



Sogenannt «schiefe» Kommunikation, also die Inkongruenz von Adressat und Empfänger einer Botschaft, gibt es nicht nur im Schriftverkehr, sondern auch in der nonverbalen Verständigung: Jeder hat schon einmal auf ein nettes Lächeln reagiert, das aber leider jemand anderem galt, oder von weitem der falschen Person zugewinkt. Die Folgen solcher Kommunikationspannen sind meist harmlos, können aber auch richtig peinlich sein. Etwa wenn man sich von hinten an einen Fussgänger heranpirscht, um ihn herzlich in den Hintern zu kneifen, in der irrigen Annahme, es handle sich um den eigenen Bruder ... (Den perplexen Blick in den Augen des jungen Mannes werde ich nie vergessen!)

In Situationen direkter Kommunikation, in denen sich die Beteiligten im selben Raum-Zeit-Kontinuum befinden, lässt sich ein solches Missverständnis wenigstens sofort klären. Schwieriger wird es hingegen bei der indirekten Kommunikation, wo ein Medium zwischengeschaltet ist, zum Beispiel ein Brief. Hier kann der Absender das Missverständnis nicht vor Ort aufklären und hat keine Kontrolle darüber, was der Empfänger mit der Botschaft anstellt.

Dies kann mehr oder minder üble Folgen haben – oder aber auch für Erheiterung sorgen, wie einst, als ich einem Klassenkassier unbe-

sehen den Umschlag mit einer Rechnung der Buchhandlung überreichte, nicht ahnend, dass sich darin auch eine Grusskarte des Buchhändlers versteckte. Der erstaunte Schüler las diese umgehend laut und genüsslich vor: «Erotik ist der Sieg des Augenblicks über die Zeit. Habe Sex!» und «Herzliche Grüsse, Robert.» Zwanzig Paar fragende Augen waren auf mich gerichtet – ich befand mich in Erklärungsnot! Dass es sich bei Robert um einen ehemaligen Schüler handelte, machte die Sache nicht unbedingt besser. Doch als sich die anzüglichen Zeilen als Kartensujet und Zitat von Simone de Beauvoir entpuppten, war die Situation entschärft.

Im Unterschied zur Papierkorrespondenz haben elektronische Medien aber eine potenziell viel grösseren Reichweite, was die Schadensbegrenzung im Falle von schiefer Kommunikation verkompliziert bis verunmöglicht. Mit einem nachtsamen Klick auf «allen antworten» bei Rundmails oder der Wahl des falschen Kanals auf digitalen Plattformen erreicht eine persönliche Nachricht gleich eine Vielzahl ungewollter Empfänger. Auch Videokonferenzen können zu Fallen werden, wenn die vermeintlich deaktivierte Kamera eben doch eingeschaltet ist und einem die ganze Belegschaft beim hemmungslosen Chips-Mampfen und Popeln zuschaut. Oder wenn das Mikrofon

noch läuft, bevor man sich aus der Live-Konferenz verabschiedet hat – wie neulich bei den zwei HSG-Professorinnen, die im Anschluss an ihre Online-Vorlesung über die ach so überforderten Studentinnen ablästerten. Die Aufzeichnung dieses Fauxpas ging nicht nur viral, sondern auch an die Presse ...

Wir bewegen uns heute ständig simultan auf mehreren digitalen Kommunikationskanälen, die zwar aufgrund ihrer Schnelligkeit und Reichweite viele Vorteile bieten, aber aus denselben Gründen auch anspruchsvoller zu kontrollieren sind und eine permanente Achtsamkeit erfordern. Fettnäpfchen lauern da überall. «Digital Natives» wie meine Erstklässlerin lässt das jedoch ziemlich kalt, Privatsphäre scheint ihnen eh nicht so wichtig, teilen sie doch ganz selbstverständlich Intimstes auf Tik-Tok und Instagram mit der halben Welt. «Ooops!» und vielleicht noch ein «Sorry!» und gut ist. Blöd nur, dass ich besagte Zeile nun einfach nicht mehr aus dem Kopf kriege, und immer, wenn ich Nana sehe, denken muss: «Du chlini ...» ●



Rocco Röthlisberger
G2b

FOTO: NIKOLAY AMOSEEV / ISTOCKPHOTO

Informatik ist eine Geisteswissenschaft

Eine Richtigstellung



von Thomas Preu

Informatik muss ab Herbstsemester 2023 mit acht Semesterlektionen an jedem Gymnasium eingeführt werden. Die bisher an der Kantonsschule Hottingen unterrichtete Einführung in

Microsoft-Anwenderprogramme im Umfang von drei Semesterlektionen wird dann für Gymnasiasten entfallen, dies wird jetzt schon zu einem gewissen Grad von den Sekundarschulen übernommen. Die Informatik wird oft in die gleiche Fächergruppe wie die Naturwissenschaften eingeordnet. Dies verleitet – gerade bei den Diskussionen um die Anpassungen der Stundentafeln – zu Fehlschlüssen. Um dem vorzubeugen, werde ich die Titelthese begründen.

Zuerst ist Informatik keine Naturwissenschaft. Naturwissenschaften beschäftigen sich, so der Name, mit den in der physischen Natur vorgefundenen Gegenständen und deren Eigenschaften, und zwar experimentell und theoretisch. Die Biologie entwickelt in ihrer Theorie eine Taxonomie der Lebewesen. Die Physik untersucht im Fallexperiment den Zusammenhang zwischen Fallhöhe und Fallzeit, also der Zeit, die zwischen dem Ereignis des Loslassens eines massiven Gegenstandes, etwa eines Steins, und dem Aufschlagen auf der Erde, einem weiteren Gegenstand, verstreicht. Lebewesen, schwere Massen wie Steine und die Erde, die Zeit – man findet sie alle in der Natur, deshalb handelt es sich um Naturwissenschaften.

Informatik beschäftigt sich mit Information, also damit, in welchen Formen man elementare Sinn- und Bedeutungseinheiten

wie verarbeiten und abspeichern kann. Es geht um die Dualität von Semantik (Bedeutung) und Syntax (Speicherform):

Bedeutung findet man nicht in der Natur, sie entsteht im menschlichen Geist. Folglich ist Informatik keine Natur-, sondern eine Geisteswissenschaft.

Bedeutung findet man nicht in der Natur, sie entsteht im menschlichen Geist.

Hauptziel einer Sprache ist, sich auszudrücken und erfolgreich zu kommunizieren.

Starke Bezüge zur (Elektro-)Technik und damit zu den Naturwissenschaften hat die Informatik bekanntlich, wie auch zur Mathematik, einer anderen Geisteswissenschaft. Die Informatikgeräte heissen deshalb auch Rechner, das Thema passt also zum Kolumnentitel «Spass mit Zahlen». Darum soll es hier aber nicht primär gehen. Ich werde meine These weiter belegen, indem ich einige Parallelen zwischen den Sprachfächern als klassische Vertreter der Geisteswissenschaften und der Informatik darlege.

In der Primarschule lernt man im Fach Deutsch zuerst die Technik des Lesens und Schreibens. In Bayern Ende der 80er Jahre lernte ich eine Block- und eine Schreibschrift, Schweizer Primarschülerinnen lernen heute die sog. Basisschrift. In der technischen Informatik untersucht man, wie Information technisch verarbeitet und gespeichert werden kann. Hauptsächlich bemüht man dafür die Elektrotechnik, aber Information wird auch in den Genen mittels DNA gespeichert und in Zellen verarbeitet, ein Beispiel für eine biochemische Technik. Wie die Schreibtechnik aufs ganze Schulleben gesehen nur einen kleinen Teil des Deutschunterrichts ausmacht, so wird auch die technische Informatik in der Schule eher kurzgehalten.

Informatik als Schulfach besteht zwar nicht nur, aber zu einem erheblichen Teil im Programmieren. Programmiert wird in einer (formalen) Sprache, etwa Python, C, Java oder SQL. Um eine natürliche Sprache wie Deutsch, Französisch, Latein oder Englisch zu beherrschen, muss man u. a. ihre Orthografie und Syntax beherrschen. Das gilt umso mehr für formale Sprachen. Ein deutscher Satz wird mit einem Satzzeichen beendet, in C wird eine Anweisung mit einem Strichpunkt beendet. «Befehl» oder «Schteydtmänt»

sind übelste Rechtschreibfehler im Deutschen bzw. Englischen, «wile i<6:» ist wegen des fehlenden «h» kein korrektes Python und beim vermeintlichen Java-Ausdruck «system.out.println("Hello world!")» wird jedes Übersetzungsprogramm streiken (wegen der Gross-/Kleinschreibung).

Da Orthografie und Syntax eher abstrakte Konzepte sind, hat man gerade in der Informatik grafische Hilfsmittel erfunden, um diese darzustellen. Ähnliche Darstellungsformen wurden auch auf natürliche Sprachen übertragen.

Hauptziel einer Sprache ist, sich auszudrücken und erfolgreich zu kommunizieren. Dafür lernt man in der Schule verschiedene Textsorten und literarische Gattungen kennen und sie zweckmässig einzusetzen: Erörterung oder Gedichtinterpretationen sind von Schülerinnen und Schülern selbst zu schreiben, Zeitungsartikel, Romane oder Dramen sind von ihnen zu analysieren. Auch die Programme, die man in der Informatik schreibt bzw. analysiert, sollen zweckmässig sein: Eingaben gewünscht verarbeiten, Geräte ziel führend steuern, Listen effizient sortieren oder Daten gezielt abfragen.

Wie im Deutschunterricht Kommunikationsmodelle diskutiert werden, beschäftigt man sich in der Informatik mit Protokollen: das sind streng formale Regelsysteme, die zu befolgen sind, wenn etwa eine Webseite erfolgreich von einem Server zu einem Anwender zur Betrachtung gesendet werden soll oder ganz generell bei der Internetkommunikation.

Alle Fächer an der Kantonsschule Hottingen benutzen Deutsch oder Englisch (Immersionunterricht) als Verkehrssprache. Trotzdem ist jedem klar: Wirtschaft auf Deutsch kann keine Lektion Deutsch ersetzen. Mein Kollege Thomas Schellenberg, Geografielehrer, verwendet in einem kürzlich im kantonalen Schulblatt vorgestellten Projekt Geoinformatiksysteme. Sicherlich macht er spannenden und lehrreichen Unterricht, diese Geografielektionen sind aber kein Ersatz für das Schulfach Informatik.

Der auch als politischer Aktivist bekannte Linguist Noam Chomsky hat Mitte der

Laptops fürs Letzi

Die Kantonsschule Hottingen leistet schulübergreifend Erste Hilfe!



von Stephan Amstutz

Wie in fast allen Schulstufen haben auch im Oberstufenschulhaus Letzi in Zürich Albisrieden die Quarantäne-Fallzahlen nach den Sommerferien 2021 zugenommen. Zeitweilig mussten in einzelnen Klassen bis gegen die Hälfte der Schülerinnen und Schüler den Unterricht von zu Hause aus via Teams mitverfolgen. Vorbildlich war in diesem Kontext, dass sämtliche Lehrpersonen des Schulhauses die Vorgabe der Schulleitung bezüglich des Umgangs mit Quarantänefällen sofort umgesetzt, den Jugendlichen die Unterlagen elektronisch zur Verfügung gestellt und die eigentliche Lektion gestreamt haben.

Stephan Amstutz, Prorektor an der Kantonsschule Hottingen und seit rund 10 Jahren Behördenmitglied im Schulkreis Letzi, konnte diese für alle involvierten Personen sehr herausfordernde und auch belastende Situation im Rahmen von mehreren Schulbesuchen in den Klassenzimmern hautnah miterleben. Als grösste Herausforderungen sahen die Lehrpersonen dabei nicht den Aufwand für die Gestaltung des Hybridunterrichts, sondern die Tatsache, dass Schülerinnen und Schüler zu Hause oftmals nur ihr Handy als elektronisches Hilfsmittel zur Verfügung haben. Es gab Beispiele, bei denen Jugendliche mehr als zwei Wochen lang den Unterricht aufgrund von wiederholten Quarantäneanordnungen «nur» über ihr Handy mitverfolgen konnten und dabei

krampfhaft versuchten, auf einem Display von rund 10 x 7 cm Arbeitsblätter auszufüllen. Spontanumfragen in einzelnen Klassen haben ein teilweise erschreckendes Bild offenbart: Bis zu zwei Drittel aller Jugendlichen haben zu Hause mit Ausnahme ihres Handys keine Möglichkeiten, dem Unterricht digital zu folgen. Es ist selbstredend, dass diese Schülerinnen und Schüler aufgrund der nicht vorhandenen Infrastruktur zu Hause klar benachteiligt sind und dabei mühsam geschlossene Bildungslücken seit der Zeit des Lockdowns wieder aufbrechen. Die viel zitierte Chancengerechtigkeit bleibt dabei erneut auf der Strecke.

Abklärungen bei den entsprechenden Stellen zur Verbesserung dieser leidigen Situation haben keine kurzfristigen Lösungen ergeben. Ganz generell lässt sich die digitale Ausstattung einer Volksschule der Stadt Zürich nicht mit jener einer Zürcher Mittelschule vergleichen. Während bei Gymnasien bspw. fest

installierte Beamer an der Decke des Schulzimmers, Schülerinnen und Schüler mit persönlichen Geräten (BYOD) und bestens ausgestattete Computerzimmer sowie ein leistungsfähiges Breitband-WLAN-Netz zur Standardausrüstung gehören, braucht es in der Volksschule sehr oft kreative und unbürokratische Lösungen, um den digitalen Anschluss nicht zu verlieren.

Schnelle und unbürokratische Hilfe konnte auch die Kantonsschule Hottingen in den Herbstferien 2021 leisten, indem sie 20 noch voll funktionstüchtige, in Hottingen nicht mehr benötigte Laptops bis auf Weiteres unentgeltlich der Schule Letzi zur Verfügung stellte.

Aziz Topyürek, Schulleiter der Schule Letzi spricht in diesem Kontext von einem grossen Glücksfall:

«Unsere Freude ist riesig! Wir haben geb jubelt und können es kaum fassen: Wie cool ist denn das, dass wir unseren Schülerinnen und Schülern, die in den kommenden Wochen/Monaten entweder quarantänebedingt oder aus anderen Gründen einen Laptop zu Hause brauchen, eine solche Unterstützung bieten können. Viele Schülerinnen und Schüler – wie auch die Lehrpersonen – werden sehr erleichtert sein, dass sie nun die ihnen über MS Teams zur Verfügung gestellten Aufträge nicht mehr über ihr Handy bearbeiten müssen – was bei einigen Aufträgen technisch gar nicht möglich gewesen ist – sondern mit «eigenen» Endgeräten. Der tägliche Nutzen der Laptops wird sich durchs ganze Schuljahr hindurch mehr als bezahlt machen, besonders auch jetzt während der Omikron-Welle.

Im Namen der Schülerinnen und Schüler und dem Kollegium sage ich von ganzem Herzen Danke für dieses aussergewöhnliche Angebot und die unbürokratische Lösung der Kantonsschule Hottingen.»

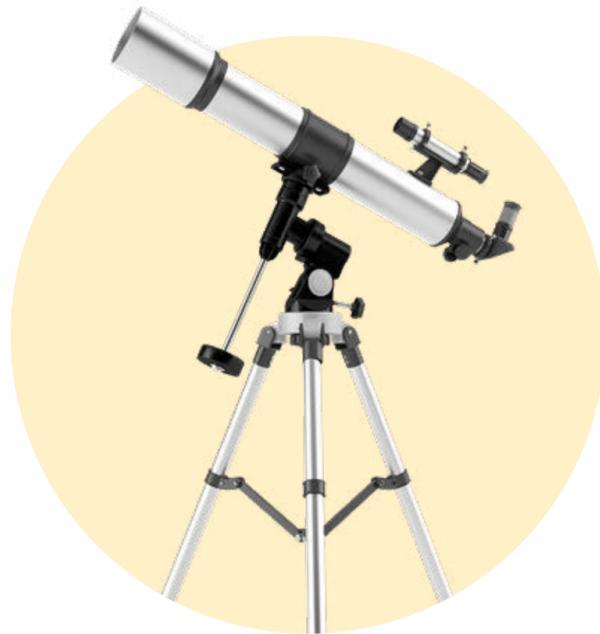
Eines haben die Pandemie – und auch dieses Beispiel – eindrücklich gezeigt: Solidarität darf sich nicht auf die eigenen vier Wände beschränken. Gemeinsam ist vieles möglich, wenn man denn will. Besser als von Spaltung oder Nichtspaltung unserer Gesellschaft zu sprechen, ist es, Verbindendes zu schaffen und unbürokratisch zu helfen, wo man kann, zum Wohl aller Gesellschafts- und Altersschichten, insbesondere aber für unsere Kinder. ●

50er Jahre die sog. Chomsky-Hierarchie mitentwickelt. Damit wollte er natürliche Sprachen klassifizieren und nahm dabei auch Bezug auf neuropsychologische Überlegungen: Wie einfach muss eine Sprache sein, damit sie für die menschliche «Hirn-Hardware» nicht zu komplex ist? Insgesamt hat sie sich in der Linguistik natürlicher Sprachen nur eingeschränkt bewährt, dafür war die Chomsky-Hierarchie in der theoretischen Informatik bei der Unterteilung formaler Sprachen in verschiedene Komplexitätsklassen umso erfolgreicher. Sie stellte in der Anfangsphase der Informatik einen ersten grossen Erfolg dar und ist auch heute noch Grundlage bei der Entwicklung von effizient verarbeitbaren Computersprachen. Effizienz bezieht sich dabei nicht mehr auf das Hirn, sondern auf Chipprozessoren. Sie ist ein Beispiel dafür, wie rein geisteswissenschaftliche Forschung in der Informatik ihren Platz fand.

Man könnte noch weitere Gemeinsamkeiten anführen, etwa wie Sprachen und Informatik die Gesellschaft beeinflussen (z. B. Medientheorie). An dieser Stelle soll aber Schluss sein: Informatik ist eine Geisteswissenschaft und sie hat viele Parallelen zu den Sprachfächern. ●

Literatur

- Hertel, G., & Wojaczek, G. (1995). Roma C III. München: Oldenbourg.
- Lorentz, D., & et al. (2005). Oracle Database SQL Reference 10g Release 2 (10.2). Redwood City, CA: Oracle Corporation. Abgerufen am 19. Februar 2022 von https://docs.oracle.com/cd/B19306_01/server.102/b14200/statements_10002.htm#2065646
- Schoebe, G. (1988). Elementargrammatik und Rechtschreibung. München: Oldenbourg.
- Wirth, N. (1973). The programming language Pascal (Revised Report). Zürich: Eidgenössische Technische Hochschule Zürich. Abgerufen am 19. Februar 2022 von <https://www.research-collection.ethz.ch/handle/20.500.11850/68910>



Der leidige Genderstern

Betrachtungen aus Lehrer*innen-Sicht

von Victor Ullate

Anfangs Jahr hat der Aargauer Regierungsrat den Kantonsschulen verboten, in ihren Schreiben den Genderstern zu verwenden. Die amtliche Begründung: Es müssten die kantonalen Richtlinien zur sprachlichen Gleichbehandlung von Mann und Frau eingehalten werden, und die sehen weder Genderstern noch -doppelpunkt noch irgendwelche andere modernen grafischen Varianten vor. Punkt. Als geschlechtergerecht gelten «Schülerinnen und Schüler», «Lernende», «Lehrpersonen» usw. Dasselbe gilt übrigens auch aus höherer sprachlicher Warte. Der Duden und der Rat für deutsche Rechtschreibung anerkennen den Genderstern (noch) nicht. Man könnte also denken, dass das aargauische Gendersternverbot ein Gebot der korrekten Orthografie darstellt, und sehnsüchtigst auf ein Kommafehlerverbot oder eine Bussgeldandrohung bei Verwendung von Deppenleerzeichen aus den regierungsrätlichen Amtsstuben warten. Aber Sie ahnen es: Es geht hier gar nicht um Rechtschreibung, sondern um anderes.

Wenn ich mir parteipolitische Begründungen für das Gendersternverbot anhöre, dann frage ich mich schon, was hier eigentlich verboten wird. EDU-Grossrat Martin Bossert zum Beispiel störe sich an den «unzähligen» Schreibweisen, die jeder nach seinem Gusto anwende. Bossert mag also keine sprachliche Biodiversität, er hat's lieber einheitlich und simpel. Noch verwunderlicher ist die Argumentation aus der Jung-SVP-Ecke: Der Genderstern sei ein

«Zeichen der linken Ideologen und Gutmenschen» und bedeute deshalb einen Verstoß der Schule gegen die politische Neutralität. Aha, die Verwendung des Gendersterns ist ein politisches Statement, die Verwendung der Doppelform aber nicht. Und am unpolitischsten, also neutralsten bzw. am schweizerischsten ist dann für die senkrechten Eidgenossen wohl das generische Maskulinum in seiner ursprünglichsten Form «der Schüler» ... Man merke: Was links und gut gemeint ist, ist politisch und somit nicht neutral und gehört deshalb nicht in die Schule.

Im Kanton Zürich sind wir nicht so weit. Der Genderstern ist in den offiziellen Schreiben diverser Kantonsschulen angekommen, wie übrigens auch in unzähligen Stelleninseraten und literarischen Publikationen der letzten zwei, drei Jahre. Als Deutschlehrer hätte ich trotzdem gerne geklärt, was die Schüler*innen gendersprachlich «dürfen» bzw. nicht «dürfen».

Pascal Frey, Präsident des VSDL (Verein Schweizerischer Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer) beantwortete diese Frage letztes Jahr wie folgt: «Der Genderstern ist Sprachverhuzung und eine Mode, die wohl genauso wieder verschwinden wird wie das Binnen-I. Das benutzt heute kaum mehr jemand.» Der VSDL liefert gleich eine Empfehlung für Deutschlehrkräfte mit: Der Genderstern soll in Aufsätzen korrigiert, aber nicht als Fehler gewertet werden.

Lassen Sie mich einige Gedanken zum Stichwort «Sprachverhuzung» anbringen. Seit Menschengedenken beklagt sich die ältere Generation über die liederliche Sprache der Jungen. Aus dem 4. Jahrhundert stammt die «Appendix probi», eine Liste von über 200 lateinischen Wortpaaren, wo die gesprochene Form, die allüberall grassiert, der korrekten klassischen gegenübergestellt wird. Man solle doch gefälligst «auris» (dt. Ohr) und nicht «oricla» (von «auricula» = Ohrchen) sagen. Die Leute sprachen offenbar nicht mehr dasselbe Latein wie weiland Cicero oder Vergil, sondern das, was gemeinhin Vulgärlatein (man beachte die Bezeichnung!) genannt wird. Nun, dieser Vulgärsprache sind schliesslich Kultursprachen wie Italienisch («orecchia»), Spanisch («oreja») oder Französisch («oreille») erwachsen. Sehr oft stellt Hochsprache eine Entwicklung aus nicht korrekter bzw. nicht normierter Umgangssprache dar. Übrigens: Auch das deutsche «Ohr» hat dieselbe Etymologie wie das lateinische «auris», beide lassen sich auf einen gemeinsamen indogermanischen Wortstamm zurückführen.

Wenn man jetzt beim Genderstern von Verhuzung spricht, dann muss ich doch dagegenhalten, dass dieses Zeichen (fachsprachlich Asterisk) kein Unbekanntes ist und schon seit längerem, wie alle unsere grafischen Hilfszeichen, seinen sprachlichen Dienst leistet: als Hinweiszeichen auf eine erklärende Fussnote, als Markierung für Ungrammatisches in der Sprachwissenschaft,

als Suchvariable in digitalen Suchroutinen (wenn Sie zum Beispiel auf Duden online den Suchbegriff «rat*» eingeben, erhalten Sie Treffer wie «Rat», «raten», «Ratsuchender» bis hin zu «Rattengift») und auch als Platzhalter für einzelne Buchstaben bei Wörtern, die man nicht ausgesprochen haben will (so titelte Die Welt einmal «Tsipras und die gehäufte Sch***e im Augiasstall»). In der spezifischen Verwendung als Genderzeichen in «Schüler*innen» leistet es letztlich eine grafische Ökonomisierung eines komplexeren sprachlichen Ausdrucks, durchaus vergleichbar mit der schriftlichen Vereinfachung «4×100-m-Staffel» statt der ebenfalls zulässigen «Viermalhundertmeterstaffel» oder «Viermal-hundert-Meter-Staffel». Ob sich der Stern durchsetzen wird als Inklusionszeichen für alle Gender, wird sich noch weisen; zurzeit scheint sich vor allem in Deutschland eine Tendenz zum Genderdoppelpunkt «Schüler:innen» abzuzeichnen, was wohl damit zusammenhängt, dass auf den handelsüblichen Tastaturen der Doppelpunkt schneller zu finden ist als der Asterisk. Mir selbst scheint der Doppelpunkt dafür weniger geeignet, da er sonst ausschliesslich als Eröffnungszeichen für eine Aufzählung oder für die direkte Rede verwendet wird. Eine Alternative könnte unser klassisches Auslassungszeichen, der Apostroph, darstellen, der auch auf der obersten Ebene jeder Tastatur anzutreffen ist: «Schüler'innen».

Was meinen Umgang mit dem Genderstern als Deutschlehrer betrifft, werde ich mich natürlich um die Empfehlung des VSDL foutieren. Ich kann mir keine schulmeisterlich-paternalistischere Haltung vorstellen, als den Schülern zu signalisieren: «Jaja, mach du nur deine Gendersternchen, ich werde sie – mei mei – alle rot anstreichen, aber grossmütig darüber hinwegsehen, du bist ja noch jung!» Im Gegenteil: Ich werde ganz unaufgeregt die Verwendung des Gendersterns als Zeichen einer Haltung, eines Bewusstseins für gesellschaftliche Diskussionen und auch für Sprachwirkung, als Beleg für ein Denken, das Herkömmliches zu sprengen vermag, ansehen und dementsprechend würdigen. Denn letztlich ist es genau das, was ich bei den Schülerinnen und Schülern fördern und fördern sollte: gesellschaftliche Reife sprachlich sichtbar machen. Dabei sind mir der Genderstern und die Doppelformen für geschlechtergerechte Sprache lieber als unsägliche Partizipien wie die «Lehrenden» (was aus mir einen Lehrer Lämpel macht mit dauerhaft erhobenen Zeigefinger) oder die «Einwohnenden» (seit wann gibt es das Verb «einwohnen»?). Die ganze Problematik sollte also auf jeden Fall undogmatisch und gelassen angegangen werden. Den Genderstern zu verbieten ist dabei wohl genauso wenig zielführend wie ihn zu verordnen. ●

FOTO: KOSTSOV/ISTOCKPHOTO

Was willst du in die Ferne schweifen ...?



von Thomas Schellenberg

«Raul» war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte. Immerhin verbrachte ich die vergangene Herbstarbeitswoche mit meiner Klasse nicht an der spanischen Mittelmeerküste – wie sollten wir auch in Zeiten der Pandemie – sondern in den Schweizer Bergen, nämlich in Fiesch im Wallis. Der Mann, der vor mir stand, war Bergführer und braungebrannt, sprach in typischem Walliser Deutsch und nahm

uns mit auf eine Gletschertour.

Ab der Fiescheralp wanderten wir zum Teil noch durch leichten Schneefall zu den – bei freundlichen Temperaturen sicherlich malerischen – Märjelenseen. Wir aber waren froh, das Znüni nicht an die nur ungenügend Schutz bietende Hauswand gedrückt zu uns nehmen zu müssen, sondern in der geheizten Berghütte Pause machen zu können und die steifen Finger zu wärmen.

Wieder unterwegs riss die Wolkendecke aber bald auf, und als wir die Steigeisen montierten, suchten wir auch unsere Sonnenbrillen hervor, denn auf der riesigen weissen Fläche, die wir nun unter Rauls Führung betraten, erreichten uns die Sonnenstrahlen von allen Seiten.

Der grosse Aletschgletscher ist mit einer Fläche von ca. 78 km², einem Volumen von etwa 12 km³ und einer Länge von ungefähr 22 km noch immer der grösste Gletscher der Alpen. Diese Zahlen mögen für die einen beeindruckend sein, für andere sind es bloss Zahlen – dabei entsprechen 12 km³ ziemlich genau dem dreifachen Volumen des Zürichsees! Wenn man den Eisgiganten nun aber betritt und mehrere Stunden darauf verbringt, dabei viele Spalten unterschiedlicher Tiefe passiert, dann lässt dieser Eisstrom niemanden kalt.

Wir überquerten beide Mittelmoränen, gingen in der Seilschaft gletscheraufwärts und machten bei einigen Felsblöcken mitten auf dem Gletscher Mittagspause. Raul wies uns unter anderem aufs Schmelzwasser hin, das erst oberflächlich fliesst und dann plötzlich in einem Loch verschwindet, sich seinen Weg durchs Eis bahnt, bis es viele hundert Höhenmeter unter unseren Füßen auf den felsigen Untergrund trifft und dort bis zum sogenannten Gletschertor gelangt. Er zeigte uns Exemplare des Gletscherflohs, einer Tierart, die ganzjährig auf dem Gletscher lebt, und er wies uns auf Spuren an den uns umgebenden Felswänden hin, die anzeigen, wie viel höher die Eisoberfläche vor etwa 150 Jahren gelegen hatte.

Der schweizerische Gletscher-Monitoring-Service GLAMOS (glamos.ch) gibt an, der grosse Aletschgletscher habe seit dem Jahr 1870 über 3,4 km an Länge eingebüsst. Gletscher verlieren zurzeit aber nicht nur an Länge, sie schmelzen vor allem auch an der Oberfläche und verlieren somit an Volumen. Diese Spuren der einst deutlich höher liegenden Gletscheroberfläche sahen wir nun im strahlenden Sonnenschein hoch über uns an den umliegenden Berghängen. Raul bestätigte unsere Vermutung. Vor wenigen Jahren mussten seine Kunden:innen von der wärmespendenden Berghütte noch deutlich weniger weit zur Gletscheroberfläche absteigen als wir an diesem Oktobertag, und folglich werden künftige Besucher:innen noch weiter über den nackten Fels runter zur Eisoberfläche wandern müssen.

Dank seiner enormen Ausmasse wird uns der grosse Aletschgletscher im Gegensatz zu diversen kleineren Gletschern wohl noch lange erhalten bleiben. Ob er aber auch in einigen Jahrzehnten ein beeindruckender Eisstrom oder nur noch ein trauriger Überrest seiner selbst sein wird, liegt in unseren Händen.

Nach der Tour verabschiedete sich Raul bei der Berghütte von uns. Nicht nur ich, auch viele Schüler:innen zeigten sich in der Schlussrunde beeindruckt vom Erlebten. Einen solchen Eisgiganten begeht man nicht alle Tage, und ich wünsche mir, dass noch viele Menschen die Möglichkeit erhalten und wahrnehmen, den Aletsch- oder einen anderen Schweizer Gletscher aus unmittelbarer Nähe zu erleben. Hoffentlich auch in 50 und 100 Jahren noch. So wie wir mit Raul, der uns die Majestät der Bergwelt zeigte und die Mittelmeerküste schnell vergessen machte. ●

Ein Jahr «Jokertage» am Gymnasium: eine kritische Bilanz

Kein einziges Argument der Politiker vermag zu überzeugen.

von **Jürg Dreifuss und Reto Bonifazi**
(Gymnasiallehrer Kantonsschule Enge Zürich)

Wenn die Corona-Krise etwas Gutes hat, dann den geschärften Blick für Dekadenz. Dass beschlossen wurde, den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten zwei unterrichtsfreie Tage zu bescheren, lässt einen nur noch verwundert die Augen reiben. 2018 hat der Kantonsrat gegen den Willen des Regierungsrats mit 89 gegen 58 Stimmen durchgesetzt, scheinbar im Namen der Gleichheit das einzuführen, was auf der Sekundarstufe I seit 2007 gängige Praxis ist. Schaut man sich die im Kantonsrat geäusserten Voten an, dann findet sich eine unheilige Allianz von postpubertärer Romantik, allgemeiner krimineller Unterstellung und blauäugiger Förderung der Billigflugindustrie. – Oder ging es gar nicht um Argumente, sondern nur um populistischen Stimmenfang? Doch alles der Reihe nach.

Die Erfahrung an den Gymnasien fühlt sich an wie ein schlechter Scherz. Der Fernunterricht während des Lockdowns hat gezeigt, dass etwa ein Drittel der Schülerschaft überfordert ist mit selbstständigem Arbeiten. Bezeichnenderweise wurden im letzten Semester vorerst auch kaum Jokertage bezogen. Erst nach der Notenabgabe hat sich eine gewisse Dynamik entwickelt. Es wäre doch zu schade, wenn die Tage ungenutzt verfallen würden.

Mit welchen Voten wurde damals Überzeugungsarbeit geleistet? Besonders stossend ist die Unterstellung eines Kantonsrates, dass viele Arbeitnehmer «selber mehr als zwei Jokertage pro Jahr einsetzen, um sich mal dem Berufsalltag zu entziehen.» Hier

spricht man wohl besser von Betrug als von Jokertag. Kein anderes Diktum bringt die ganze Dekadenz des Unterfangens besser auf den Punkt. Statt ein Arbeitsethos von Zuverlässigkeit und Vertrauen zu fördern, geht es darum, eine privilegierte Elite frühzeitig auf eine unethische Haltung hin einzuschwören. Ferner war die Rede von Jokertagen als einem «kleinen Stück Freiheit», Unvernunft sei ab und zu angesagt. Hier lässt sich sehr schön erkennen, wie schiefe Argumente zu falschen Schlüssen verleiten. Es sind die Schülerinnen und Schüler, die an der Unvernunft der Politiker zu leiden haben. Die Freitage sind nämlich nicht wirklich frei. Der Aufwand, den verpassten Stoff nachzuholen, gibt dem Ganzen einen sauren Beigeschmack. Denn während der «legalen Absenz» läuft der Unterricht weiter. Dabei geht es nicht um Stoff, der auswendig gelernt werden muss, sondern um Bildung. Diskussionen lassen sich zuhause nicht nacharbeiten. Nicht selten sehen sich Lehrpersonen in der paradoxen Situation, die Wissenslücken der Abwesenden in den Pausen oder durch Kurzzusammenfassungen in den Lektionen auszugleichen. Denn die Verantwortung liegt eben nur scheinbar bei den Schülerinnen und Schülern.

Grundsätzlich stellt sich die Frage, was der Sinn dieser Jokertage sein soll. Kein einziges Argument der Politiker vermag zu überzeugen, auch nicht die «Gerechtigkeit», da die Berufsschüler weder bei der Arbeit noch an der Schule zwei Tage legal blaumachen dürfen. Störend sind aber besonders zwei Umstände: Den Schülerinnen und Schülern wird suggeriert, dass der Stoff eigentlich unverbindlich sei. Wenn man an zwei Tagen nicht zu kommen braucht, warum dann nicht öfter? Zudem entsteht für die Lehrpersonen ein beträchtlicher Mehraufwand, wenn Prüfungen verpasst werden. Dazu äussert sich die Mittelschulverordnung vom 27. Mai 2020, §4 zynisch: «Die Verordnungsänderung verursacht keine Mehrkosten», denn die Lehrpersonen müssen ja für die Zusatzarbeit nicht zusätzlich entschädigt werden.

Es stellt sich die Frage, für welche Situationen diese Jokertage überhaupt gedacht sind, denn auch ohne diese werden Dispensationen erteilt für Aktivitäten im sportlichen und musikalischen Gebiet, Familienanlässe, Arztbesuche etc. Was der wahre Grund ist und wohl auch manchen Politikern persönlich zupassgekommen sein dürfte, sind die günstigeren Flugpreise vor dem Wochenende. Zu hoffen bleibt nur, dass diese durch die grössere Nachfrage nun auch teurer werden. Denn auch die Dekadenz hat ihre Logik.

Und noch ein Nachtrag. Wie liesse sich der Schaden vermeiden? Die Schulleitungen könnten §32 der Mittelschulverordnung grosszügig auslegen und das ganze Semester bis auf zwei Tage sperren und an diesen eine Weiterbildung für die Lehrpersonen durchführen. ●

Dieser Beitrag ist erstmals in der NZZ vom 20. August 2021 erschienen und hier mit freundlicher Genehmigung der Autoren abgedruckt.



Neue Freiheit



von **Daniel Zahno**

Wenn Sie diese Zeilen lesen, sind wir bereits seit ca. einem Monat wieder fast ohne Corona-Einschränkungen in der Schule. Endlich sehen wir die Gesichter der Schülerinnen und Schüler sowie der Kolleginnen und Kollegen wieder. Wir müssen uns das Lächeln des Gegen-

übers nicht mehr vorstellen oder einbilden, wir können in sein Lachen miteinstimmen. Der Chor und das Orchester üben wieder fleissig. Dienstagmittag klingt wieder Musik durchs Schulhaus, wieder ein Stück Normalität zurückgewonnen. Die bevorstehenden Arbeitswochen können fast ohne Einschränkungen stattfinden. Wir alle freuen uns auf viele Veranstaltungen wie das Jahreskonzert und den Sporttag für die ganze Schule, das Wirtschaftsführstück sowie, ganz neu, ein Karriere-Speed-Dating. Viele dieser Events gehören zu den Höhepunkten im Schuljahr, die die Hälfte unserer Schülerinnen und Schüler noch nie erlebt hat. Die Schule füllt sich wieder mit Leben!

Zwei Corona-Jahre haben die Schule verändert. In Rekordzeit haben wir den digitalen Wandel erlebt. Wir sind zu einer Bring-Your-Own-Device-Schule geworden. Die Geräte und die Technik hatten wir schnell und gut im Griff. Die nächste Stufe, der pädagogische Umgang mit den digitalen Möglichkeiten, wird für Lehrpersonen sowie Schülerinnen und Schüler um einiges anspruchsvoller. Zwei Jahre Erfahrung haben uns gelehrt, dass dies nur mit einem regen Austausch untereinander und zwischen den Schulen funktioniert. Als Einzelkämpfer sind wir überfordert. Es genügt nicht, finanzielle Mittel für Hardware und Planstellen zu sprechen, vor allem brauchen wir Zeit für gezielte Weiterbildungen, Zeit, Erfahrungen zu sammeln, und den Mut, Neues auszuprobieren, Fehler zu machen und daraus zu lernen.

Wir haben in den letzten beiden Jahren auch erfahren, wie stark unsere Schule von spontanen, informellen und fachschaftsübergreifenden Begegnungen geprägt ist. Diese Art von Gesprächen lassen sich nicht durch Applikationen wie Teams oder Zoom ersetzen. Ich wünsche mir, dass wir uns wieder vermehrt in der Schule zum ungezwungenen Austausch treffen können, dass

wir nach dem Unterricht nicht wieder sofort nach Hause ins Home-Office gehen, sondern uns auch wieder Zeit für einen Kaffee und ein Gespräch über schulische Projekte nehmen können.

Corona hat auch einen schulischen Projektstau verursacht. Zwei bedeutende kantonale Projekte (Gymnasium 2022 und Basale fachliche Kompetenzen für die allgemeine Studierfähigkeit) sowie das eidgenössische Projekt Weiterentwicklung gymnasiale Maturität sind stark gebremst worden. Die Schleusen des Projektes Gymnasium 2022 sind jetzt ganz geöffnet worden und es überrollt die Schule: Informatik wird als promotionsrelevantes Fach eingeführt. Dies führt zu noch mehr Fächern und noch mehr Lektionen für die Schülerinnen und Schüler. Es ist unsere Aufgabe, die Reformen «schülergerecht» einzuführen und umzusetzen. Den Ressourcen der Schülerinnen und Schüler muss dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Von ehemaligen Schülerinnen und Schülern hören wir zwar immer wieder: «Im Rückblick war das Gymi eine lockere Zeit» – trotzdem können wir den Schülerinnen und Schülern nicht einfach immer mehr in ihren Rucksack packen, wir dürfen das Gesamtgewicht und die optimale Packung des Rucksacks nicht vergessen. Zusätzliche Fächer bedeuten mehr Hausaufgaben und mehr Prüfungen sowie weniger Zeit für Freifächer und kulturelles Schulleben. Wie wichtig genau diese Elemente in der Schule sind, haben wir in den letzten beiden Jahren schmerzlich erfahren müssen. Es gilt also, den Rucksack schnell – bis Ende des Schuljahres! –, aber auch sorgfältig zu packen und uns dann gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern auf den Weg zu machen. Und, wenn der Rucksack einmal drückt und unbequem ist, einen Marschhalt einzulegen, umzupacken und zuversichtlich die nächsten Schritte zu wagen. ●

Impressum

Redaktion Barbara Ingold (barbara.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (sandra.nussbaumer@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Stephan Amstutz, Reto Bonifazi, Etienne Destraz, Jürg Dreifuss, Simon Haas, Gilbert Hack, Louis Häuselmann, Barbara Ingold, Laura Jacob, Anna Magewski, Sandra Monti, Kiran Nanduri, Sandra Nussbaumer, Thomas Preu, Rocco Röthlisberger, Thomas Schellenberg, Tharanigaa Tharumakumar, Victor Ullate, Juan Villegas, Daniel Zahno **Gestaltung** gyselroth™ **Papier** Refutura, 100 % Recycling, Blauer Engel, FSC-zertifiziert, 80 g/m² **Druck** Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale (KDMZ)

Redaktionsschluss Nr. 2/2022: 22. Juli 2022

Liebe Brille

Eine Laudatio

von Kiran Nanduri

Ich möchte heute über jemand ganz Speziellen reden, der mir sehr nahe steht. Sie ist meine treue Begleiterin, und manchmal frage ich mich, was ich ohne sie wäre. Sie hat mich seit Jahren begleitet und gemeinsam sind wir durch dick und dünn gegangen. Wir sind beide unzertrennlich, ausser bevor ich dusche oder bevor ich ins Bett gehe, und trotzdem schaue ich durch sie durch, als ob es sie gar nicht gäbe. Sie ist hart im Nehmen, denn sie hat mehr Bälle abbekommen, als ich es hab. – Liebe Brille, du bist stark, aber gleichzeitig auch zerbrechlich. Deswegen darf ich dich nie aus den Augen verlieren.

Manchmal bist du aber auch lästig, vor allem in diesen Zeiten, wenn wir eine Maske tragen müssen und ich ein- und ausatme. Dabei entsteht ein Dampf, und anstatt besser zu sehen, sehe ich wegen dir verschwommener. Manchmal irritierst du mich auch, da ich nicht mit meinem Kopf seitwärts liegen und gleichzeitig auf meinem Handy im Internet surfen kann. Manchmal belästigt du mich, weil du wegrutschst. Dagegen kann ich leider auch nichts machen, ausser dich wieder zurechtzurichten, denn im Auge behalten kann ich dich nicht, weil das ungesund wäre, wenn ich Brillengläser im Auge hätte. Dafür gibt es ja Kontaktlinsen.

Jedoch überwiegen deine Stärken deine Schwächen. Denn ohne dich sähe ich die Welt nicht richtig. Du begleitest mich täglich und du hilfst mir täglich. Wir sind das perfekte Team – ich passe auf, dass dir nichts zustösst, und du sorgst dafür, dass ich richtig sehe und mir nichts passiert. Du weisst mehr über mich als sogar mein Handy, denn bei dir hört niemand mit und ich kriege auch keine personalisierte Werbung. Du kannst Geheimnisse einfach besser bewahren, da du keine amerikanische oder chinesische Software hast. Vielleicht kommt das in der nahen Zukunft.

Zum Thema Zukunft, ich muss dich dauernd auf dem neusten Modestand halten. Eigentlich bist du kein Modeaccessoire, aber Brillen sagen mittlerweile etwas über die eigene Identität aus. Ein wichtiger Teil von Mode sind Farben. Ich hätte jede Farbe für den Rahmen wählen können, aber ich habe schwarz, die beste Farbe von allen, ausgewählt, denn ich will nicht alles durch die rosarote Brille sehen. Ein Schwarzseher bin ich natürlich auch nicht. Das Wichtigste ist, dass ich scharf sehen kann. Das schaffst nur du.

Liebe Brille, verzeih mir, was ich dir in der Vergangenheit angetan habe. Ich möchte mich hiermit bei dir nochmals bedanken, dass du immer für mich da bist. Am liebsten würde ich dich gerne küssen, aber dann wäre es mit dem Durchblick gleich wieder vorbei. Also bleiben wir lieber bei der platonischen Liebe, denn die ist auch coronagerechter. ●



Kiran Nanduri
G3e

Agenda

Frühling/Sommer



Sporttag Gesamtschule 12.7.

Berufsmaturitätsfeier H4/I4 8.7.



März

- 8./9. Aufnahmeprüfung (unterrichtsfrei, SOL)
- 23. Aufnahmeprüfung mündlich (unterrichtsfrei, SOL)

April

- 11.–14. Arbeitswoche
- 15. Karfreitag
- 18. Ostermontag
- 18. Frühlingsferien

Mai

- 2. Unterrichtsbeginn
- 5. Karriere-Speed-Dating, G3-Klassen
- 12. Empfang Pensionierte, 16 Uhr
- 17. Forum KSH, Künstliche Intelligenz, Aula, 10.40–12.00 Uhr
- 24. Jahreskonzert, Aula, 19.30 Uhr
- 26./27. Auffahrtsbrücke

Juni

- 1. Unterrichtsschluss G4/H3/I3, Américaine (1. Klassen)
- 2. Beginn Abschlussprüfungen G4/H3/I3
- 6. Pfingstmontag
- 10. Homecoming-Day, 18–22 Uhr
- 14. Wirtschaftsfrühstück mit Urs Berger, Präsident des Verwaltungsrates der Schweizerischen Mobiliar Genossenschaft, Aula, 7.30 Uhr
- 27.–29. Abschlussprüfungen mündlich G4/H3/I3 (unterrichtsfrei, SOL)

Juli

- 8. Berufsmaturitätsfeier H4/I4, Aula, 16 Uhr
- 12. Sporttag Gesamtschule, alle Klassen
- 14. Maturfeier, Kirche Neumünster, 17 Uhr
- 18. Sommerferien

August

- 22. Unterrichtsbeginn